

David Müslins Tagebuch über die Märztage 1798

Autor(en): **Haller, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **4 (1898)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-127255>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

David Müslins Tagebuch

über die Märztage 1798.

Von A. Galler, Pfarrer am Inselspital in Bern.

David Müslin ist im Allgemeinen nicht unbekannt. Im Berner Taschenbuch von 1872 ist ein Lebensbild von ihm erschienen, in den Berner Biographien (Bd. II, S. 500 ff.) eine kürzere biographische Skizze. Als der bekannteste und wohl mit Recht gefeiertste bernische Prediger an der Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts schließt er das von Wolfgang Musculus her drei Jahrhunderte hindurch in Bern blühende Pfarrer- und Theologengeschlecht der Müslin würdig ab. Was Müslin als Prediger charakterisirte, war, nach dem Urtheil keines geringern als Rothe, „eine schöne Männlichkeit, eine eindringende Schärfe, Gedankenreichthum und Faßlichkeit; er ist populär und nennt die Dinge mit Namen, auch die Sünden seiner Zeitgenossen, ohne trivial zu werden.“ Was ihn überhaupt auszeichnet, ist eine edle Freimüthigkeit, die es ihm möglich machte, unerschrocken unter dem alten und dem neuen Regiment die vorhandenen Fehler und Verirrungen zu geißeln und der Wahrheit die Ehre zu geben. Es ist mir kein anderes Beispiel eines bernischen Predigers oder Publizisten aus damaliger Zeit bekannt, der so unpartheiisch und ohne jede leidenschaftliche Voreingenommenheit für die Ideen der Revolution, doch so ernst, scharf und bestimmt die Sünden und Schäden des bernischen Ancien Regime vom Stand-

punkt des sittlich-religiösen Urtheils aus nicht nur beklagt, sondern öffentlich von der Kanzel gerügt hat, wie Müsli, und der doch zugleich den Zusammenbruch des alten Bern so tief und so schmerzlich empfunden hat. Andererseits konnte Müsli auch die empörenden Ungerechtigkeiten und Schädigungen namentlich für den geistlichen Stand, an welchen die Periode der helvetischen Republik so reich war, nie verwinden und litt schmerzlich unter denselben, anerkannte aber bereitwillig die hohen Verdienste der Männer, welche das neue Bern in den schwierigen Zeiten der Mediationsverfassung leiteten, und ihm eine Periode verhältnißmäßiger Ruhe und Wohlfahrt inmitten der ringsum herrschenden Kampfesunruhe zu verschaffen wußten.

Beweis hiefür sind zunächst seine Predigten. Schon in der Bettagspredigt von 1792 stellt er in wahrhaft prophetischer Weise dem Berner Volk und seiner Regierung vor, wie möglicherweise nur noch eine kurze Frist gegeben sei, um aus dem Schlummer zu erwachen und eine Sittenverbesserung zu Stande zu bringen, wie Bern einem Kranken gleiche, dessen Leben nur noch durch einen schmerzhaften Schnitt, durch Ablösung eines Gliedes gerettet werden könne. Und in der Bettagspredigt anno 1797, also nur ein halbes Jahr vor dem 5. März 1798, schaut er blutenden Herzens sein Vaterland, wie es — in kommenden Tagen — von seinen eigenen, undankbaren Kindern selbstsüchtig verlassen und verrathen, durch feindliche Heere erobert, zur Sklavin erniedrigt und als eine solche mißhandelt, zu spät mit seiner verlorenen Freiheit seinen Wohlstand und mit beiden seine Thorheit, sich von Gott losgerissen zu haben, beweinen wird, und sagt in vorausschauender Ahnung:

„Daß ein Volk, das nicht mehr weder an Gott, noch an seine Bibel, noch an seine Prediger glaubt, das von Gewinnsucht besessen, sich reich fühlt, das alle die mit Geld bezahlbaren gröberen Erschütterungen der Sinne, wie Trunkenheit, Unzucht, Prozeßsucht, Spiel, erschöpft und bis zur Sätttheit genossen hat, — daß ein solches durch Religion nicht mehr zurückgehaltenes Volk nach höhern, ihm bis dahin unzugänglichen und eben darum auch reizenderen Genüssen hinangelüsten und hinanstreben, den durch keine Furcht vor Gott mehr festgehaltenen Zaun der Gesetze einreißen, den Thron, der es bis dahin so weise und so wohlthätig regierte, bestürmen und niederreißen werde, um aus und auf seinen Trümmern einen neuen für sich selbst zu erbauen — dieß ist alles so natürlich und klar, daß man sich der traurigen Ahnung nicht erwehren kann: Ja, so wird es einst auch uns gehen!“ (Müslin, Predigten Bd. II. S. 439 ff.)

Für Müslins Stimmung gegenüber der Helvetik ist, neben seinen verschiedenen Streit- und Bertheidigungsschriften aus dieser Zeit, namentlich bezeichnend die „Dankpredigt für die Befreiung der Stadt Bern“ am 24. September 1802 (einzeln gedruckt, Bern 1802). In dieser sind es die frohlockenden Worte des 103. Psalms, die er im Rückblick auf die Periode der helvetischen Republik und die Befreiung von ihr anwendet: „Lobe den Herrn, meine Seele, der deine Thränen in Freude, dein Trauern in Jubel verwandelt, der nach Jahren von Gram die Gebeine wieder fröhlich macht, die er zerschlagen hatte, der dein Elend endigt und unrechtmäßiger Herrschaft ihr Ziel setzt.“ Und in der Predigt am Vortag 1803, an welchem gleichzeitig die Beeidigung des Volkes auf die Mediationsverfassung

stattfind, deutet er hin auf die Machthaber der Helvetik als auf Regenten, „die Gott im Zorn uns gab“ (siehe Berner Taschenbuch 1872, S. 54). Aber andererseits war Müsli klarblickend und einsichtig genug, um zu erkennen, daß eine einfache Wiederherstellung der vorhelvetischen Zustände und der früheren aristokratischen bernischen Staatsverfassung eine Unmöglichkeit geworden sei, und hat später die Beseitigung der Mediationsregierung und Mediationsverfassung zu Gunsten der Restauration aufs Entschiedenste mißbilligt. Davon zeugt nicht nur eine Stelle in seinem Tagebuch (zum 31. Januar 1814), wo er die Restaurationsverfassung als eine durch eine Partei von Zeloten der alten Verfassung erzwungene, von den Meisten mißbilligte Regierungsveränderung bezeichnet, sondern es zeigen dieß auch die dankerfüllten Abschiedsworte an die Mediationsregierung in seiner Predigt vom 2. Januar 1814 (siehe Berner Taschenbuch 1872 S. 60): „In welchem Zustande war dieß Land, als sie — die Mitglieder der Mediationsregierung — vor 11 Jahren seine Regierung übernahmen? Unter sich selbst uneins, von erbitterten Parteien zerrissen, verschuldet! Und in welchem Zustande ist es jetzt? Besänftigt, blühend, im Wohlstande! Wo ist eine Regierung, die mit so wenigen Hülfsmitteln mehr geleistet, die in ihrem gewaltsam verengerten Kreise mehr Gutes gewirkt hätte? Und wie vergilt man ihr, wie behandelt man sie? So, daß das unverständige und wankelmüthige Volk ihnen die uns jetzt so schwer drückenden Lasten Schuld gibt, ihnen, die alles angewendet haben, dieselben von ihrem Lande zu entfernen; so, daß man das mit ihnen bis dahin so ganz zufriedene Volk vor der Zeit ihres Einflusses und ihres Beistandes

beraubt und im Augenblick des Sturmes den bewährten Steuermann vom Ruder entfernt.“ Die Predigt handelt — charakteristisch genug — vom Undank gegen Gott und gegen menschliche Wohlthäter.

Damit kontrastirt auffallend der kühle Ton der Predigt, welche Müsli 2 Wochen später, am 18. Jan. 1814 beim Antritt der Restaurationsregierung offiziell zu halten hatte, und in der eigentlichen Einweihungspredigt beim Anfang der Restaurationsverfassung am 19. Februar 1816 sagt er unmißverständlich: Seit 18 Jahren ist dieses das vierte und so Gott will letzte Mal, daß ich aufgefordert werde, eine neue Gestalt unserer Welt gottesdienstlich einzuweihen.“ Trotz dieser mit dem alten Bernischen Staatskirchentum zusammenhängenden pflichtmäßigen Nöthigung für den oder die obersten Pfarrer am Münster in Bern, jede Regierungsänderung auch gottesdienstlich zu weihen und von der Kanzel zu begrüßen, wenn nicht gar zu empfehlen, trotz dieser für einen schwachen Charakter gefährlichen und verderblichen Nöthigung ist Müsli's Charakter intakt und aufrecht geblieben. Ein Kriecher vor der jeweiligen herrschenden Partei ist er nie im Geringsten gewesen, das haben ihm auch diejenigen, die ihm als Gegner gegenüberstanden, niemals Schuld gegeben, eher das Gegentheil: zu leidenschaftliches Auftreten, z. B. gegen die ihm widerwärtige helvetische Regierung, deren Verfechter und Freunde.

Ein Parteigänger der aristokratischen Verfassung oder Regierung vor 1798 oder gar ein Schleppenträger der bernischen Aristokratie, resp. der Personen oder Familien, die diese bildeten, kann Müsli trotz seiner Stellungnahme für das alte Bern und gegen die hel-

vetische Republik, in keiner Weise genannt werden; die angeführten Stellen aus seinen Predigten reden eine deutliche Sprache in dieser Hinsicht. Müsliu war im Gegentheil, eben seiner freimüthigen Sprache willen, bei der aristokratischen Regierung nicht gut angeschrieben, und am Abend mehr als eines Bettages, kam ihm ein Zettelchen ins Haus, das wie eine Warnung aus sah: «On est fort irrité contre vous» (bern. Taschenbuch 1872, S. 34). Zu denen, die aus dem aristokratischen Regiment ihren Vortheil zogen und deshalb zu ihm hielten, hat Müsliu nie gehört. Er hat nicht über seinen einfach bürgerlichen Kreis hinausgestrebt, und so bestimmt Müsliu auf der Kanzel, in seinen Predigten, wie Rothe sagt, „das edle Selbstgefühl eines Dieners des über alle Abichätzung nach vergänglichen Zeitanfichten erhabenen Predigtamtes mit Lebendigkeit und Zuversicht festzuhalten weiß“¹⁾ — in sozialer Hinsicht, in seinem Privatleben hat er sich stets außerordentlich bescheiden zurückgehalten und niemals hervor oder an die führenden und einflußreichen Persönlichkeiten herangedrängt. Charakteristisch ist hiefür, was Müsliu im Jahr 1796, also nach bereits 14jährigem Wirken in Bern, zu einer Zeit, da er als Prediger bereits einen Ruf besaß, an Lavater schreibt, der ihn in geschäftlichen Angelegenheiten um seine Verwendung bei einzelnen Regierungsmitgliedern ersucht hatte. „Ich bin hier ein viel zu unbedeutendes Individuum, als daß ich, zumal in

¹⁾ Siehe Bern. Taschenbuch 1872. S. 90. Die dort S. 89 ff. mitgetheilte in Tholufs literar. Anzeiger 1835 erschienene Beurtheilung Müsliu's als Kanzelredner ist (laut einer Mittheilung von Herrn Professor Nippold an den Verfasser) von Rothe, der sie auch in seine Vorlesung über die Geschichte der Predigt in extenso aufzunehmen pflegte.

einem solchen Geschäfte, auf unsere vielvermögenden Männer etwas zu wirken vermöchte. Wir haben hier keine Zürcher-, sondern nur Berner Magistrate, d. h. hoch, hehr und stolz. Ich habe überhaupt wenig Verkehr mit ihnen, so daß ich neulich einen Antrag, der erst noch fragen mußte, ob ich nicht Herr Helfer Müsli sei. Ein Beweis, en passant, von ihrer Gottesdienstlichkeit!“

Müsli war ein Berner von altem Schrot und Korn, der in allen Fasern seines Empfindens von Jugend auf mit dem alten Bern verwachsen war und an ihm hing; für die Mängel, Fehler und Schwächen seines Zustandes war er keineswegs blind, er sah sie klarer und schärfer und verurtheilte sie — weil selbstloser — auch unparteiischer als manche der sogenannten Patrioten, die doch die Selbstsucht der Aristokraten nur zu stürzen begehrten, um ihrer eigenen Selbstsucht auf den Thron und zur Geltung zu verhelfen. Aber eben weil Müsli in seinem patriotischen Empfinden mit dem alten Bern verwachsen war, so schmerzte ihn dessen Untergang und Zusammenbruch trotz aller Erkenntniß von der Morichheit des Gebäudes, aufs tiefste; und die Werkzeuge dieses Zusammenbruchs, die Franzosen, waren ihm widerwärtig und verhaßt, ebenso wie diejenigen, die sich nun aus dem von den Franzosen der alten Aristokratie ausgezogenen und ihnen gütigst überlassenen Kleidungsstücke eine passende oder unpassende Verfassungsjacke nach eigenem Muster zurechtschneiderten und sich zu gefügigen Exekutoren der Intentionen des französischen Direktoriums hergaben. Diesen auch persönlich, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen weder hervorragenden, noch besonders achtunggebietenden oder imponirenden helvetischen

Gesetzgebern und Exekutivbehörden brachte Müsli ein unüberwindliches Mißtrauen und eine souveräne Geringschätzung entgegen, was ihm seinerseits viel Angelegenheiten und Unannehmlichkeiten eintrug, ohne daß er jedoch zu einer andern Anschauung gekommen wäre. Wir begreifen ihn darin vollkommen. Als einem Berner von altbernischer Gesinnung, als einem Geistlichen noch überdies, mußte ihm der überstürzende Radikalismus der helvetischen Patrioten, die damals für kurze Zeit vom Strudel an die Oberfläche getragen wurden, um bald wieder völlig von der Bildfläche zu verschwinden, absolut unsympathisch sein, denn er sah deutlich, daß unter diesen taktlosen Händen noch das Letzte, was von bernischem Vaterland und bernischer Kirche stehen geblieben war, in kurzer Zeit ganz dem Erdboden gleich gemacht werden würde.

Wenn man nun freilich denken wollte, Müsli hätte sich als erklärter Gegner der Helvetik während jenen 5 Jahren in den Schmollwinkel zurückgezogen, oder sich lediglich kritisirend verhalten, so würde man sehr irren. Müsli betheiligte sich, trotzdem gerade damals sein Gemüth, wie aus seinem Tagebuch hervorgeht, nicht nur von der Noth- und Zwangslage seines Vaterlandes, sondern auch durch die Schwerhörigkeit, die ihn in jenem Jahr infolge einer Erkältung plötzlich befallen hatte, schwer bedrückt war — Müsli betheiligte sich trotzdem lebhaft an mancherlei gemeinnützigen Unternehmungen zur Vinderung der durch die Umwälzung verursachten Schäden, und zur Rekonstruktion eines geordneten Zustandes. Er machte mit andern Schulmännern zusammen den Versuch, eine höhere Schulanstalt ins Leben zu rufen und erließ im Dezember 1798

Programm und Aufruf zur Gründung eines „republikanischen Gymnasiums“, das freilich unter der Ungunst der Zeitumstände litt und nach einem Jahre wieder einging; er betheiligte sich auch mit lebhaftem Interesse an der Hülfs-Gesellschaft für die kriegsbeschädigten Schweizer der innern Kantone, die, trotzdem Minister Kengger, einer der helvetischen Heißsporne, sie mit seinem allerhöchsten Mißfallen beehrte, doch über 50,000 alte Schweizerfranken anvertraut erhielt und durch deren Vertheilung der dringendsten Noth abhelfen konnte. Müsliu verfaßte in dieser Zeit die „Bittschrift der Armen an die Gesetzgeber Helvetiens“; er hat ohne Zweifel auch das zur Vertheidigung gegen einen heftigen Angriff des helvetischen Direktors Pfyffer von ihm und seinen Freunden Jth und Stephani an die Kirchgemeinde in Bern gerichtete „Sendschreiben“ verfaßt, ganz abgesehen von seinen übrigen politischen Flugchriften, z. B. in seinem Konflikt mit dem helvetischen Volksrepräsentanten B. Fr. Kuhn.

Auch Müsliu's Predigtthätigkeit stand in diesen Jahren keineswegs still. Speziell seine Bettagspredigten vom Jahre 1800 sind von einer Freimüthigkeit und Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt; sie enthalten eine Zeichnung der Vorgänge und Zustände des Jahres 1798, welche zwar vielleicht nicht die Anschaulichkeit der Schilderung in der von Hrn. Pfarrer Joz herausgegebenen Erinnerungspredigt vom Jahre 1809¹⁾ besitzt, aber an Schärfe und schneidender Verurtheilung des Vorgegangenen über diese letztere weit hinausgeht.

¹⁾ „Vor hundert Jahren“. Wie Münsterpfarrer Müsliu über den Uebergang predigte. Bern. A. J. Wyß. 1898. 31 Seiten.

Wir geben die beiden charakteristischen Stellen dieser Bettags-Predigten¹⁾ weiter hinten, im Anschluß an das Tagebuch Müsli's. Und so freimüthig wagte Müsli auf der Kanzel zu reden, trotzdem gerade damals im Jahre 1799 und 1800, von Seite der helvetischen Regierung gegen einzelne Geistliche, wie z. B. Pfarrer Schweizer von Embrach (Zürich) wegen politischen Anspielungen mit aller Schärfe und Rücksichtslosigkeit vorgegangen, und der geistliche Stand, wo und wie es geschehen konnte, von den helvetischen Machthabern hintangesezt und gedemüthigt wurde. Auch gegen ihn selbst wurden scharfe Maßregeln, Suspension event. Deportation geplant, die dann allerdings doch nicht zur Ausführung kamen.²⁾ Kein Wunder, wenn Müsli unter dem Druck dieser Zeitumstände an Auswanderung dachte, umso mehr als auch die ökonomische Lage der Pfarrer während dieser Jahre die denkbar unsicherste und bedrängteste gewesen ist.

Fast zwei Jahre lang wurde sozusagen keine Bezahlung ausgerichtet, und die verschiedenen Schriften, die in dieser Zeit zur Rechtfertigung der Stellung, der Auf-

¹⁾ Sie finden sich in Müsli's gesammelten Predigten. 2. Aufl. Bern. 1816. Bd. II. S. 445 ff. Merkwürdig ist dabei, daß Müsli in einer Anmerkung S. 423 sagt: er gebe hier die letzte Bettagspredigt vor und die erste nach der Revolution, und dann folgt allerdings diejenige von 1797, aber keine weder von 1798 noch von 1799, sondern zwei von 1800. Gab es in den Jahren 1798 und 1799 vielleicht gar keine Bettagsfeier?

²⁾ Unter andern Verationen ließ Bürger Ochs, als er ins Direktorium befördert wurde, Sonntag 1. Juli 1798 auf der Plattform Kanonen aufpflanzen und während des ganzen Nachmittagsgottesdienstes zu seinen Ehren alle 5 Minuten so stark schießen, daß Fenster in der Kirche herunterfielen. (Bernener Taschenbuch 1872. S. 41 f.)

gabe und der Verhältnisse des Predigerstandes erschienen sind, lassen darüber keinen Zweifel, daß in den Augen der helvetischen Gewalthaber und Gesetzgeber die Kirche und der Pfarrerstand durchaus überflüssige und abzuschaffende Dinge waren, und die vorgekommenen Thatfachen, deren auch in Müslins Tagebuch Erwähnung geschieht, zeigen, daß ein Pfarrer damals so viel als rechtlos war.

Unter solchen Umständen aber brauchte es Charakter und Mannesmuth, um das Amt weiter zu führen und in demselben nicht ein Nugendiener für diejenigen zu sein, die das äußere Schicksal in ihrer Hand hatten, sondern nach wie vor ein Diener des Wortes und ein Zeuge der Wahrheit zu bleiben. Und im Großen und Ganzen darf den bernischen Pfarrern der damaligen Zeit doch das Zeugniß gegeben werden, daß sie in der Mehrzahl der Wahrheit die Ehre gegeben und unter schwierigen und drückenden Verhältnissen durch charakterfeste Haltung ihrem Stand Ehre gemacht haben. Zu den charaktervollsten und charakteristischsten Gestalten des damaligen bernischen Pfarrerstandes gehört aber jedenfalls David Müsli.

Dieß der Mann. Nun sein Tagebuch. Da muß gleich von vorneherein bemerkt werden, daß dessen Charakter ein rein privater ist und es daher die Erwartungen auf Neues und Unerwartetes nicht erfüllen dürfte. Müsli, der seine Betrachtungen über politische Lage, sittliche Zustände, soziale Fragen auf der Kanzel, in öffentlicher Predigt hinlänglich auszusprechen Gelegenheit hatte, hat meist gar nicht das Bedürfniß gefühlt, sich in seinem Tagebuch über Politisches zu äußern; die Erzählung der Erlebnisse und Vorgänge des Ueberganges im März 1798

bildet eigentlich eine auffällige Ausnahme darin. Daß Müsli für jene Periode diese Ausnahme macht, zeugt am besten von dem überwältigenden Eindruck, den ihm jene letzten Tage des alten Bern hinterlassen haben. Er will denselben, eben weil er die Bedeutsamkeit jener Tage spürt, für seine Kinder festhalten und aufzeichnen. Für seine Kinder einzig ist eigentlich bestimmt, was er schreibt, und hat daher ganz intimen Charakter, beschränkt sich deshalb auch wesentlich darauf, die persönlichen Eindrücke und häuslichen Erlebnisse in dem allgemeinen Volksunglück zu schildern. Das Tagebuch Müsli's ist eigentlich angelegt als ein „Tagebuch des Lebens und der Erziehung meiner beiden Kinder“, in dem er sich regelmäßig über seine Erziehungsmethode und die daherigen Erfahrungen und Erziehungsergebnisse eingehende Rechenschaft gibt; es leidet auch deutlich an den Mängeln einer solchen, zu häufigen Reflexion und Selbstkritik: den einzelnen, naturgemäß wechselnden Phasen und Szenen wird zu große Wichtigkeit beigelegt, sie werden zu empfindlich aufgefaßt, und darüber geht oft das ruhige Urtheil und die Uebersicht über das Ganze der psychologischen Entwicklung verloren. Müsli's Temperament, ohnehin auf Hypochondrie angelegt, empfindet gerade wegen dieser Selbstregistrierung seiner Empfindungen und Erfahrungen auf diesem intimen Gebiete manche Schattenseiten des häuslichen Lebens stärker als sie es verdienten und freute sich mancher Lichtseiten weniger, als er eigentlich mit Recht gekonnt hätte. Der Wahrheitstreue und Anschaulichkeit seiner schlichten Schilderung von Selbsterlebtem thut dieser Charakter des Tagebuches keinen Eintrag. Daß dessen Stimmung im Allgemeinen in der Periode, die uns davon interessirt,

eine eher düstere ist, kann nach dem früher über die allgemeinen und persönlichen Verhältnisse Gesagten, kaum verwundern.

Das Tagebuch erwähnt noch im Jahre 1797 am 10. Oktober die Abreise der ältern Tochter in die Waadt, wo sie in Vivis ihre Pensionszeit 6—7 Monate aushalten sollte, — und am 19. November Müslins 50. Geburtstag, aber nichts von den politischen Begebenheiten. Und im Jahr 1798 ist die erste Niederschrift vom 6. März, eben die unter dem frischen Eindruck der Thatfachen niedergeschriebene Schilderung vom Untergang des alten Bern, die schon wegen dieser Unmittelbarkeit ein gewisses Interesse beanspruchen kann.

Die beiden Töchter Müslins, an welche die Schilderung sich richtet, waren in jenen Märztagen 1798 nicht bei ihm, er hatte sie ins Oberland gesandt, um sie vor allen Eventualitäten des ausbrechenden Krieges sicher zu stellen. Die jüngere Tochter Lisette, damals 10 Jahre alt, war im größterlichen Pfarrhaus in Sigriswyl, die ältere, fast 16jährige Tochter Marianne in der Landtschreiberei Interlaken untergebracht, wo sie allerdings den Unannehmlichkeiten der französischen Invasion entrückt war, aber dafür die leidenschaftlichen Szenen der entfesselten Volkswuth mit ansehen und erleben, sogar den feierlichen Umzug um den Freiheitsbaum in Interlaken mitmachen mußte, wenn sie sich nicht als Bernerin den allergrößten Insulten aussetzen wollte.

So viel zur Erklärung der Situation. Nun möge das Tagebuch selbst reden ¹⁾:

¹⁾ Das Tagebuch Müslins, das im Besitze des Verfassers dieser Arbeit ist, besteht aus 4 Quartbänden und

1798. „Liebste Kinder! In dem Augenblick, da ich diese Erzählung anfangen, ungewiß, ob ich Sie auch werde vollenden können, weiß ich nicht, ob, oder wo ihr lebet. Es ist der 6. Merz 1798!

Sollte euch Gott erhalten haben und länger als mich erhalten wollen, so wird diese umständliche Erzählung eueres Vatters so wohl euch als euern Nachkommen ein schätzbares historisches Denkmal in der Geschichte eueres selig verstorbenen Vatterlandes seyn. Freylich hat jeder Geschichtserzähler seine Brille, durch die er den Grund der vor seinen Augen vorgegangenen Thatsachen ansehen zu müssen glaubt. Doch will ich diese nur äußerst selten aufsetzen und bloß erzählen, was ich entweder mit Augen sehe, oder was unbezweifelbare Wahrheit ist.

Daß es schon seit Anfang der Revolution im Pays de Vaud spukete — daß man 1792 jene fatale Militair-Expedition gegen sie ausführte — daß seither die Rache gewaltig in Ihnen kochte — daß sie durch La Harpe bey Reubel und Comp. Unterstützung fanden, daß das Waadland sich zu bewegen anfing, und daß U. Gn. Hrn. in ihrer Ehrlichkeit eine neue Ehdesprestation für das schicklichste Gegenmittel hielten — daß da

umfaßt die Zeit vom Mai 1782 (Geburt der ältesten Tochter) bis 27. August 1821. Von letzterem Datum bis zu seinem am 23. November 1821 erfolgten Tode hat Müslin nichts mehr in sein Tagebuch geschrieben. Alle Eintragungen von Anfang bis zu Ende sind von Müslins eigener Hand in seiner charakteristischen Handschrift. Das Tagebuch enthält neben den Aufzeichnungen familiärer Natur namentlich sehr viel Witterungs-Notizen, besonders in den 3 spätern Bänden. Band I geht von 1782—1792; Bd. II von 1792—1808; Bd. III von 1809—1818; Bd. IV von 1819—1821. Der oben mitgetheilte Abschnitt steht in Bd. II, S. 73 ff.

einzelne Orte nicht schwören wollten, darunter vorzüglich Vivis — daß diese Stadt sich durch deß Landvogt Tscharners Schwäche der kleinen, aber wegen dem darin befindlichen Kriegsvorrath beträchtlichen Beste: Chillon bemächtigte — daß ich auf dieses hin das Marianne von Vivis abholen ließ, das den 17. Jenner glücklich wieder hier anlangte, — dieß alles wird das Marianne in seinem Leben nicht vergessen und der Schwester besser noch erzählen können, als ich es schreiben kann.

Anstatt nun dem Pays de Vaud seine Etats généraux sogleich zu accordiren, und dadurch die Gemüther zu befriedigen — stieg in Bielen der Gedanke auf: das Band, das sie an Bern knüpfte, gänzlich zu zerreißen und eine eigene Republik: République Lémanique zu stiften. Sie fingen dabey an, die Landvögte einzustellen, ihre Berrichtungen eigens dazu etablirten Comitees aufzutragen — dann sie unter Bedrohung deß Todes fortzuschicken, ohne, als nur etwas weniges von ihren Sachen mit sich nehmen zu dürfen.

Bern hatte dem Wyß von Milden die Vollmacht gegeben, diese Insurrektion, wenn er es gut finden würde, mit militairischer Gewalt zu unterdrücken. Er haranguirte sie aber nur, und ließ gerade in diesen kritischen Tagen ein Buch drucken: Reveillez vous, Suisses! Die Revolution der Waad lachte über den witzig gelehrten Generalen und gieng ihren Weg. In weniger als 14 Tagen waren alle Berner aus diesem Lande weg. Nun hatte die Regierung den rechten Arm, 7000 Soldaten und große Einkünfte verlohren. Um das noch bleibende zu erhalten, mußte dem Lande und seinen Städten ein Opfer gebracht werden, für dessen Erhaltung es der Mühe lohnte, die Waffe gegen jeden Feind zu

ergreifen. Dieß Opfer war die Berufung von Ausgeschossenen in den großen Rath mit Sitz und Stimme. Durch diese Maßregel hoffte man sich die deutschen Lande und Städte, theils das welsche Land so zu verbinden, daß jene treu bleiben, und dieses sich wieder an Bern anschließen würde. Der erste Schritt, zu dem die Freitag den 2. Februar zum ersten mahl sitzenden Ausgeschossenen den Großen Rath vermochten, war das Dekret vom 3., durch welches derselbe, Namens der Bürgerschaft von Bern dem Lande das Opfer ihrer bis dahin besetzenden Ausschließlichen Privilegien bringend, erklärte: daß binnen einem Jahre eine neue Constitution entworfen werden solle, kraft welcher jeder Staatsbürger das Recht habe, zu allen Verwaltungsstellen des ganzen Landes erwählt zu werden. Dieß war der Todesstreich der Aristokratie und der Oligarchie.

Indessen waren französische Truppen im Waadlande angelangt und biß auf Wislisburg vorgerückt, um dasselbe gegen die bernerischen, die sich von da biß auf den alten Schweizerboden bey Murten zurückgezogen hatten, zu decken. Unterdessen verstärkten sich jene zu Pieterlen und Reiben, das sie samt Neuenstatt und dem ganzen Erguel und Münsterthal schon im Dezember in Besitz genommen und Gegenvorstellungen von unserer Seite dadurch nöthig gemacht hatten.

Beidseitige Truppen standen so gegen einander, alldieweil der franz. Chargé d'Affaires, Mengaud seine Nichtzufriedenheit mit dem Dekret vom 3. Hornung durch schnell sich folgende Noten einsandte. Er forderte kurz, daß die jetzige Regierung ihre Gewalt niederlege, eine ganz neue, oder doch von den der Aristokratie auf stärksten zugethanen Gliedern gereinigte provisorische Re-

gierung erwählt, und der Stadt Aarau Reparation gethan werde. Alldieweil diese Notizen gewechselt und an Mengaud eine Deputation, bestehend aus den Herren Tillier, Bay, Kengger und Gygax abgesandt wurde, erschien zu Peterlingen, General Le Brun oder Brune, der dem hiesigen Stande wissen ließe: Er sey vom Direktorium gesandt, mit den Schweizern zu negotieren, und mit einer, die deß B. Mengaud übertreffenden, Vollmacht versehen. Sogleich ward unsern Deputierten zu Basel befohlen, abzubrechen und die Hrn. Sekelmeister Frisching und Tscharner von St. Johansen an Ihn abgeschickt; deren Instruktion dahin soll gegangen seyn: in die Abdankung der jetzigen und Einrichtung einer provisorischen Regierung zu willigen, wenn Brune seine Truppen zurückziehen würde, welches denn auch von unserer Seite geschehen solle. Hierauf antwortete Brune, daß da sich seine Vollmacht so weit nicht erstrecke, er erst einen Courier auf Paris senden müsse, der aber längst in 14 Tagen mit ausgedehnterer Vollmacht zurückkommen würde. Während dieser Frist langte die zur Besiznehmung der Schweiz, wie es scheint, schon unabänderlich bestimmte Armee unter Schauenburg im Erguel und Münsterthal an.

Während dieses Waffenstillstandes langte eine Note von Mengaud ein, in welcher er unverzüglich auf Abdankung der alten Regierung, auf Unwahlfähigkeit aller ihrer Mitglieder ohne Ausnahme u. s. w. drang. Da man alle Augenblicke Antwort von Brune erwartete, so wahr leicht vorauszu sehen, daß man darein jetzt nicht willigen könnte, sonderlich da zu gleicher Zeit ein Placard, unterzeichnet: Mengaud, erschien, dadurch die Ehrliche unserer Regierung aufs empfindlichste gekränkt

ward. Es ward beschlossen: bey dem Dekret vom 3. Februar zu bleiben. Das gleiche hatte man auch zwei Tage zuvor den Basler und Schaffhauer Gesandten, die auf schleunige Abdankung anzurathen gekommen waren, geantwortet. Alldieweil man noch auf dem Rathhaus versammelt war, es war der 26. Februar, langte ein Gilbotte von Brune an: Er habe Vollmacht erhalten und begehre die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen. Schnell verreiseten obige Gesandte nach Peterlingen. Aber wie erstannte man, da sie eben so schnell wieder zurückkommend, das Bestehen des Generals auf Niederlegung der Regierung zurückbrachten, zu deren Anerkennung er 30 Stunden, die Reisen mitbegriffen, anzuberaumen gut gefunden hatte.

Im geheimen Rath ward beschlossen: Nachzugeben, und da leicht vorauszusehen war, daß der große Rath einwilligen würde, so ward, wenigstens erkläre ich mir es so, schon am Donstag Abends die Ordre zu dem in derselbigen Nacht unter den Commandanten aller unserer Truppen verabredeten Angriffe widerrufen, als Freitag den 2. Merz die Franzosen unvermuthet sowohl ins Solothurnische, Freyburgische, als auch in unser Land einfielen. Solothurn und Freyburg wurden noch denselbigen Morgen eingenommen.

Zu Lengnau stand das Bataillon Wurtemberg, bestehend aus meinen lieben Unterseern und Oberländern. Der Angriff geschah am Morgen um 4 Uhr mit 6000 gegen 600 Mann. Sie retirierten sich unter beständigem Schlagen bis unter die treu geglaubten Mauern von Solothurn; nicht wissend, daß es schon in Feindesgewalt sey, die dann ab den Wällen dieser Stadt auf sie schossen, aber doch endlich die Flüchtigen durchließen,

wo dann der auf sie schmählende Lieutenant Rubi von Unterseen in der Stadt selber erschossen wurde¹⁾. Viele Bleßirte blieben da liegen. Viele wurden von den Franzosen gefangen und nach Freiburg geführt. Die meisten entkamen jedoch glücklich, darunter auch mein Hans von Allmen. Die sich durchgeschlagen hatten, langten Freitags Abends ahier an und erfüllten durch ihre Trauerpost, und noch mehr durch ihre Klagen über ihre Officier, über die Anstalten zur Bertheidigung und vorzüglich über die Verrätherey der Stadt Solothurn die ganze Stadt mit Trauer. Am nemmlichen Freitag, 2ten Merz, ehe mann noch den Außgang deß Angriffs bey Lengnau wußte, wurde das Wachtfeuer auf dem Gurten angezündet; es war zwischen 1 und 3 Uhr N. M., gerade als ich auf die Wochenpredigt studiren sollte. Ihr könnet euch vorstellen, l. K., mit welchem Herzen ich die Kanzel bestieg.

Der Samstag (3. März) ging nun unter banger Erwartung von Nachrichten vorüber. Ganze Compagnien Landsturm-Leute langten, meist ohne Officier und Armatur an und zogen, aus dem Zeughaus bewafnet an die Gränze. Als ich am Samstag aus der Kirche wieder nach Hause kam, hatte ich die letzte Freude meines Lebens, wenigstens für lange die letzte: Ich fand meinen Hans von Allmen, lebend und unverwundet in meiner Stube. Stumm hing ich an seinem Halse und weinte Thränen der Freude. So ging der Samstag vorüber.

¹⁾ Eine andere Version über Lieutenant Rubi's Tod siehe bei Badertscher, die Märztage des Jahres 1798. Bern 1898. S. 93. — Zu den Unterseeern stand Müsli, der früher Pfarrer in Unterseen gewesen, damals noch immer in freundschaftlichen Beziehungen.

Indessen hatte die Regierung Tag und Nacht auf dem Rathaus gesessen und über ihre Abdankung deliberriert. Natürlich waren die Mitglieder des geheimen und des Kriegsrathes auch dabei; konnten also nicht wie sonst ihre Geschäfte besorgen und ihre Ordren auftheilen. Hieraus ist klar, warum die Truppen zu Neuenegg und Gümnenen keine Verhaltungsbefehle erhielten, und warum verschiedene Officier in aller Eile ab ihren Pösten in die Stadt ritten, um zu vernehmen, was es gebe? welches sie um so eher thun durfften, da bey der nun gänzlich vernichteten Aristokratie kein Vorwand zum Angriff übrig, und der Friede sicher zu seyn schien. Denn sie konnten weder den Angriff bey Lengnau, noch den bey Arberg wissen. Aber da sie am Sonntag (4. März) Morgens in der Stadt dieß alles vernahmen und die Menge des noch immer zuströmenden Landsturmvolkes ohne Hauptleute sahen, so machten sie sich sogleich wieder auf den Weg nach ihren Pösten. Dieß war der Fall von Obrist Rihiner und Obrist Stettler von Bipp. Diese fielen draußen bey der Linden unter einen Trupp rasender Scharfschützen, die vermuthlich noch drüber aus betrunken, und von ihren Pösten weggelaufen waren. Sie hielten die beyden Obristen an, schalten sie Verräther und — schoßen erst den Obristen Stettler Knall und Fall tod, den Obristen Rihiner so, daß er eine halbe Stunde hernach starb. Sobald ich diese Nachricht vernahm, gab ich alles verlohren und machte mich auf das ärgste gefaßt. Den Abend hindurch ging die Nachricht ein, daß die Franzosen bey Arberg sehen zurückgeschlagen worden, so daß man noch gewissermaßen beruhiget zu Bette gieng.

Aber, allmächtiger Gott! welch ein Erwachen! Es war um 6 Uhr¹⁾, als das Anni hineinstürzend aufrief: der Landsturm! der Landsturm! die Franzosen sind schon zu Wangen (außenher Bümpliz)! Wirklich leutete es mit allen Glocken, daß einem die Haare zu Berg stunden. Hätte man gewußt, daß ihrer in die Runde herum 60,000 wären, so hätte man, anstatt zu leuten, die Schlüssel entgegengeschickt und capituliert. Aber das wußte man nicht.

Als ich auf die Gasse kam, stürzte fast aus jedem Hause ein Bewaffneter heraus — Alles gegen Neuenegg und Gümminen, wo man die größte Gefahr vermuthete. Mann war ohne Nachrichten, doch hörte man gegen Westen keine Schüsse, woraus man schloß, daß sich der Feind wenigstens nicht genähert habe. Auf einmal kam Bericht, er habe schon das Grauholz forciert und komme über's Breitfeld. Einige Herren, die auf den Kirchturm gegangen waren, bestätigten diese Nachricht. Bald hörten wir Kanonenschüsse fallen — Bütteln wurden zu den Brünnen gethan, Feuerspritzen fertig gemacht, als stünde uns ein Bombardement bevor. Inzwischen ward, mit kurzen Zwischenräumen, immerfort Sturm geleüet. Endlich da eine auf dem Altenberg befindliche Batterie auch zu feuern anfieng, folglich der Feind an den Stadthoren sehn mußte, sah ich den Augenblick unseres Unterganges als unvermeidlich vor mir. Endlich kam Befehl mit Leuten aufzuhören und die weiße Fahne aufzuhängen. Todesstille trat nun ein.

Ihr könnt euch unsere Lage denken, liebe Kinder! da warten zu müssen, ob Brand oder Plünderung oder

¹⁾ Am Montag, 5. März.

Tod über uns beschlossen werde. In meinem Leben hatte ich keine so schrecklichen Momente gelebt. Endlich kam die Nachricht: Sicherheit der Personen, des Eigenthums und der Religion — und gleich darauf eine Proklamation von General Schauenburg: daß bey Todesstrafe alles Schießen in der Stadt verboten seyn solle. Um 1 Uhr ungefehr zogen sie ein. Das Menni, das seine Nase immer in Alles steckt, gieng hin und kam wieder mit der Bitte um Wein — ich gab. Sie thaten ihm nichts leides an. Das machte mich beherzt, auch hinzugehen. Die ganze vordere Gasse war voll — und auch mir that Keiner etwas zu Leide. Erst im Nachhausegehen vernahm ich, daß sie schon auf offener Straße Uhren und Börsen erpreßt hatten und blieb forthhin zu Hause in banger Erwartung, was mir nun weiter werden würde; ließ den Tisch decken, rüstete Hammen, Käse, Brod und Wein und sah zum Fenster hinaus, ob nichts an mich kommen würde.

Um halb 3 Uhr sah ich eine Compagnie aufmarschieren, gieng vor's Haus — Herr Principal¹⁾ besah ihre Zettel und wies sie an. Ach, da kamen 6 Mann mit meinem Namen anmarschirt, die ich sogleich freundlich bewillkommend in die Eßstube führte, wo sie wild ihre Gewehre abwarfen und sich an den Tisch setzten. Alldieweil sie aßen und tranken, mußte ich Ihnen ihr erbeutetes Geld zehlen, und gegen R. Thaler auswechseln. Ich blieb bey Ihnen und unterhielt sie so gut als möglich. Da sie endlich alle, biß auf einen ausgegangen waren, so gieng auch ich aus und war Augenzeuge, wie einer von meinen sauberen Gästen dem Stu-

¹⁾ Der Vorsteher der unteren Schule, der zu oberst an der Herrengasse wohnte, hatte den Titel: Principal.

diosus Whiß die Uhr aus dem Saß langte. Ich thate, als hätt ich es nicht gesehen. Es war der gleiche, der den zu mir sich geflüchteten verwundeten Dragoner, Jakob Willi, Bärenwirth von Sur, sehr menschenfreundlich gepflegt und verbunden hatte.

Um 7 Uhr waren sie alle 6 wieder zum Eßen versammelt. Wir leisteten Ihnen Gesellschaft, aßen aber nicht mit Ihnen. Nach dem Eßen zeigte ich Ihnen ihre Zimmer: die graue und die blaue Stube, und in jeder das Ruhbett. Anstatt ins Bett zu gehen, kam der Wundarzt wieder herunter, setzte sich wieder zum Tisch, forderte noch mehr Wein — endlich Brandtwein, den ich ihm aber abschlug — endlich sagte ihm meine Frau ganz trocken: Es sey Zeit ins Bett zu gehen und uns auch eßen zu laßen. Ich erstaunte über den festen Ton, den sie angenommen hatte, noch mehr aber über die Folgsamkeit des wilden Soldaten, der, noch eine volle Flasche beym Schopf ergreifend, das Zimmer räumte und uns endlich wieder frey Athem holen ließ.

Wie wir diese Nacht mit 6 solchen Menschen unter einem Dache zubrachten, könnt ihr euch denken, liebe Kinder, die Mägde in ihrer und wir in unserer Stube schlossen uns ein und erwarteten, fast schlaflos den Morgen. Da gab's Lärm. Sie fanden die Suppe und den Käse nicht nach ihrem Geschmack und forderten mit Fluchen Wein. Ich gieng nun ungesäumt mit meiner Frau zu ihrem Hauptmann, der bey Hr. Principal logierte, wir beklagten uns — er kam plötzlich — ermahnte sie ernstlich — und von dem Augenblick an waren sie die ordentlichsten Leute. Ich sah sie von dem an wenig mehr und überließ ihre Regierung gänzlich euerer Mutter, die sich bis ans Ende so fürtrefflich gegen sie

benahm, daß ich mit allem Verdruße verschonet blieb. Ihr Aufenthalt dauerte nicht länger als bis am Freitag, 9. März.

Ich wollte, ich hätte diese Beschreibung nicht angefangen, liebe Kinder, denn die Ruferinnerung an all diese schmerzlichen Tage kann unmöglich auf meine Nerven einen andern, als sehr unangenehmen Eindruck machen, dessen Sie wahrlich jetzt nicht bedürfen. Doch um Guertwillen will ich mich überwinden und fortfahren.

Dienstag, 6. Merz. An diesem Tage hieß es allgemein: Es sey eine Division nach dem Oberland marschirt. Als ich vor Schlafengehen auf meiner Laube gegen diese Gegend hin eine starke Röthe erblickte, gerade in der Linie von Sigriswyl, so wußte ich mir fast nicht mehr zu helfen. Ich verschwieg es meiner Frau und gieng in einer fürchterlichen Angst zu Bette. Auch war die Nacht, wie ich sie erwartet hatte. Am Morgen vernahm ich denn, daß sie vergebens gewesen und kein Mann ins Oberland gegangen sey. Am Dienstag war's auch, daß die ganze Stadt entwaſnet — und die meisten Wafen gleich auf der Straße von den Soldaten gestolen und für ein Spottgeld an schlechte Leute verkauft wurden, die aus dem Unglük anderer Vortheil zogen.

Aber was das traurigste dieser 2 Schreckenstage war, die Plünderung aller in einem Kreise von 2 Stunden um die Stadt liegender Dörfer und Landhäuser — das muthet mir nicht zu, l. K., euch beschreiben zu sollen. Das Dorf Münchenbuchsee schäzet seinen Schaden auf 100,000 ₣. Schließet von dem auf das Ganze. Über 500 Familien sind beynabe

ganz zu Grunde gerichtet — denn was sie nicht fort-schleppen konnten, das zerstörten Sie. Der Schade an zerbrochenen Mobilien ist nicht zu berechnen. Kleider, Strümpfe und Ringe war nebst Geld und Uhren, wornach sie am gierigsten waren. Nur in den Häusern der Stadt, wo sie logierten, haben sie sich des Raubens enthalten können.

Dienstags schon, oder doch Mittwochs, ich erinnere mich nicht mehr, langte General Brune an; das erste was er that, war, die Versiglung des Schazes — die Bemächtigung des Zeughauses, die Sekung der Freiheitsbäume, und die Anbefehlung der Urversammlungen. Zugleich versprach er dem Oberland und verschiedenen andern Bezirken, keine Truppen in dieselben marschieren zu lassen. Doch das interessiert euch insoweit nicht; und ihr werdet es noch richtiger, als ich es euch erzehlen könnte, in den zu eurer Zeit gewiß zahlreich genug vorhandenen Erzählungen dieser traurigen Tage lesen können. Ich will mich also bloß auf das einschränken, was euere Eltern unmittelbar betrifft, aber auch das nur kurz, denn das Schreiben fängt an, mir sehr beschwerlich zu werden.

Das traurigste für uns war wohl das: daß Ihr von uns und wir von euch nicht das geringste erfahren konnten, weil alle Posten unterbrochen waren. So lebten wir zwischen den peinlichsten Empfindungen, biß, ich glaube am Donstag, ich durch den Weibel Nachrichten vom Satteli und Tags darauf auch von Marianne erhielt; so wie ihr ungefehr um die gleiche Zeit solche von uns erhalten hattet.

Frehtags (9. März) wurde ich endlich aller meiner Einquartierung los und glaubte mich im Himmel zu

zu sehn, nun wieder ohne Angst schlafen zu können. Als ich aber am Sonntag Abends nach Hause kam, siehe, da fand ich bey der Mamma einen franz. Officier, der bey mir logieren wollte.¹⁾ Wären alle wie dieser, so läge unser Land jetzt nicht in Trauer. Pretensionsloser — bescheidener — diskreter kann man nicht sehn, als er es war. Man sah es, daß er so wenig lästig und so wenig kostspielig zu sehn strebte, als möglich. Er schien sich bey uns ebenso sehr zu gefallen, als er uns gefiele, und da er nach 16 Tagen verreisen mußte, schien es ihm so leid als uns zu sehn, uns trennen zu müssen. Unterdeßen hatte ich doch nicht ihn alleine zu beherbergen. Zwei Emploies au Chariots bewohnten 8 Tage lang die obere Stube gegen die Gasse und wurden auf ihrem Zimmer gespeiset. Zwei Tage lang waren wir wiederum ganz frey. Aber am Donnerstag vor Palmtag kamen nicht weniger als 4 Gemeine von der Rheinarmee, denen ich vergebens los zu werden suchte, und die noch heute, den 10. April bey mir sind. Wahr ist's, daß sie mich wenig kosten. Sie eßen ihr Brodt, ihr Fleisch — und trinken ihren Wein — Suppe und Röch, Käse, Licht und Holz, das muß ich schaffen, um sie bey guter Laune zu erhalten; und ich habe Ursache Gott dafür zu danken, daß ich noch so ordentliche Leute bekommen habe; und mit so wenigem Schaden biß hieher draus gekommen bin. —

Es bleibt mir noch Verschiedenes mich betreffendes nachzuholen übrig, das, weil es mit unserer Staats-

¹⁾ Nach einer Randbemerkung Müslins hieß dieser Officier: Nicolas.

umwälzung zusammenhänget, in die Reihe dieser Erzählungen gehöret.

Um das Vaterland zu retten, beschloß die Regierung unterm 27. Jenner sich Ausgeschlossene aus dem ganzen Lande beizuordnen. Zu dem Ende versammelte sich unsere obere Gemeinde in der Spittalkirche, wo ich so durch und durch erkaltete, daß mir von da an das linke Ohr so seine Dienste versagte, daß ich es seither bis dato nicht wiedrum habe herstellen können, und ich fast fürchte: dieses Andenken an den ersten Schritt zur Revolution Lebenslang behalten zu müssen.

Es war auf guter Besserung, als die schrecklichen ersten Tage des Merz alles wieder verderben. Nicht besser wirkten die 2 Urversammlungstage den 22. und 23. Merz, die ich von Morgens 8 bis Abends 8 Uhr in der großen Kirche zubringen mußte. Man macht mir Hoffnung, daß es mit der Wärme bessern werde. Will's Gott! sonst wäre ich doppelt unglücklich.

Von dem was seither vorgegangen ist, werden euch die Zeitungsblätter dieser Tage belehren, die ihr in meinen Schriften finden werdet.

Letzten Donstag, den 5. April, ward die erste Contribution auf alle Standsglieder gelegt, nemlich 3 vom 100 ihres Vermögens. Sie ward ruhig erlegt, und soll gegen 300,000 £ betragen haben.

Dienstag 9. April. Diesen N. M. um 4 Uhr wurden folgende Herren zum Stadtcommandanten beschieden, und ohne zu sagen warum und wohin? in 2 Kutschen weggeführt:

Herr Schultheiß von Müllinen,

Rathsherr Manuel,
" von Erlach,
" von Dießbach,
" Tscharner,
" Wurstemberger,
Landvogt von Wattenwyl von Bibis,
" Brunner von Wimmis.

Mittwoch (10. April) wurden noch 2, nemlich Herr Benner Fischer und Dießbach von Frienisberg, und Freitags (12. April) noch: Groß von Königsfelden als Geißel weggeführt; dagegen aber Herr Brunner wieder zurückgebracht.

Freitag, 12. April. Erschien die enorme Contributions-Anforderung an die Glieder und Familien der alten Regierung von sechs Millionen, die mich, obschon sie mich nicht beschlägt, beynah um das übrige Bißgen Verstandes gebracht hätte; weil es mir klar war, daß sie dieselbe nicht würden bezahlen können, ohne samt und sonders an den Bettelstab zu gerathen. Man hoffet Nachlaß. Ueber diese Contribution erschien in Bosselt's Weltkunde Nr. 117 folgender Aufsatz, den ich, so ungerne ich auch abschreibe, seiner Wahrheit und Wichtigkeit wegen hier einrücken will.

Schweiz: Wer sollte nicht an dem Schicksal dieses Landes und dieses Volkes, des ersten, das dem übrigen Europa das Beispiel der Freiheit gab, deß einzigen, das bis auf diesen Tag sich, im Ganzen, durch Einfalt und Reinigkeit der Sitten, durch Bonhomie und Krafft im Charakter vor allen andern auszeichnete — den wärmsten Antheil nehmen? Ist doch diese Theilnahme edlerer Menschen fast der einzige Trost, der ihm in seiner, wenigstens für den jetzigen Augen-

blick so traurigen Lage bleibt, sowie ein Aufruf für die, in deren Händen jetzt sein Schicksal liegt, und denen doch, selbst bey allen ihren Siegen, die Achtung des europäischen Menschengeschlechts nicht gleichgültig seyn kan, einem Volke, das von jeher ihr Freund war, — den Druck selbst der unvermeidlichen Uebel seiner gegenwärtigen Lage nach Möglichkeit zu erleichtern.

Um sich einen Begriff von dieser Lage zu machen mag folgende, aus Anlaß der, neuerlich auf Bern gelegten Contribution von 6 Millionen Liv. uns zugesicherte Berechnung dienen:

6 Millionen, auf 12 000 Einw. bringt 500 Liv. auf jeden Einwohner von Bern von allen Altern, Geschlecht und Ständen.

6 Millionen auf 5000 Köpfe, welche (Weiber und Kinder mit innbegriffen) ungefehr die regimentfähige Bürgerschaft von Bern ausmachen, bringt auf jeden Kopf ohne Unterschied 1200 Liv.

6 Millionen nur auf die sogenannten 76 regierenden Familien, oder ungefehr 1600 Köpfe vertheilt, bringt auf jeden Kopf von jedem Alter und Geschlecht 3750 Liv.

Einer Stadt, wie Bern, von 12000 Einwohnern, 6 Millionen zu fordern ist das gleiche Verhältniß, wie wenn man auf die Stadt Paris, welche 600 000 Einwohner zählt, eine Contribution von 300 Millionen legen würde, ohne hierbey noch den Unterschied des verhältnißmäßigen Reichthums in Betracht zu ziehen.

Einer Stadt von 12000 Einwohnern 6 Millionen aufzulegen ist das gleiche Verhältniß, als wenn einem Land, wie Frankreich, das 30 Millionen Einwohner zählt, 15 Milliarden (15000 Millionen) gefordert

würden. Es sind kaum acht Milliarden baar Geld in ganz Europa, und gewiß nicht mehr 6 Millionen baar Geld im Ganzen Cant. Bern, der jetzt nur noch 100000 Einwohner zählt.

Und diese Contribution wird einer Stadt gefordert, aus der man bereits einen Schatz von 7 Millionen, 12 Millionen an Zinschriften, ein Zeughaus von 15 Millionen Werths weggeführt, und an Heu, Korn, Wein, Salz-Vorräthen, Requisitionen an Pferden, Vieh, Wägen, Waffen zc. vielleicht auch für 10 Millionen Werths bezogen hat. Einer ruinirten Stadt, die nie reich gewesen, durch die fränkische Revolution um $\frac{1}{3}$ ihres Wohlstandes gesunken und keine Hülfsmittel hatte, als den Abtrag von Gütern und Kapitalien zu 3 oder 4 p. c. und die Stellen der Regierung. Die letztern sind gänzlich und auf ewig verlohren, von den erstern geht seit 5 Monaten kein Kreuzer ein, es existiert kein Rechtsgang mehr, kein Schuldner zahlt, und man findet die Güter, Häuser und Effekten nicht um den halben Theil ihres Werthes zu verkaufen, viel weniger auf ihre Verschreibung hin Anlehn zu machen.

Kriegsschaden:

	Kronen:
für den Staat	Mill. 14,922,150
für die Gemeinheiten . .	" 33,249
für die Partikularen . .	" 877,069

NB. Hierunter sind bloß etwas mehr als die Hälfte der Gemeinheiten und Partikularen, die wenigsten der abgelieferten Wafen und die Einquartierungen gar nicht begriffen."

Zur Ergänzung dieses Abschnitts von Müslins Tagebuch mögen hier noch einige meist an Müslin gerichtete, noch im Original vorhandene Briefe aus den Märztagen 1798 ihre Stelle finden; es sind solche von seinem Schwiegervater, Pfarrer Rohr in Sigriswyl, und von seiner älteren Tochter Marianne Müslin. Unter dem unmittelbaren, frischen Eindruck eigener Erlebnisse geschrieben, werfen diese Briefe, wenn sie auch nicht gerade Neues beibringen, doch nicht uninteressante Streiflichter auf die unterdessen im Oberland vorgekommenen Ereignisse und Zustände, wie überhaupt auf den grenzenlosen Wirrwarr jener Tage unmittelbar nach Berns Uebergang.

1. Brief von Pfarrer Rohr in Sigriswyl an Helfer Müslin in Bern.

Mon cher!

Endlichen bin ich über die Schicksale durch erhaltene Zuschriften aus dem Oberland und einen Brief, so Frau Leuw¹⁾ heut von Meykirch . . . erhalten, der Lieben meinigen beruhigt. Eingeschlossene zwey Briefen, der eine von dem Marianne, der andere aber von Herrn Gehret, werden euch überzeugen, oder vielmehr über das Schicksahl eures l. Kindes beruhigen. Es freuet mich, daß ich in dem Wirrwarr der gegenwärtigen Zeit, das uns der Sinne beraubet, den Gedanken gehabt, einen Expressen nach Interlaken zu senden, und euch durch den Canal Herrn Kuhns²⁾, der auf Bern zu reisen

1) Frau Pfarrer Leuw geb. Rohr von Meykirch war die Tochter von Pfarrer Rohr in Sigriswyl u. Müslins Schwägerin. Sie überlebte ihre ganze Generation u. starb, hundertjährig, im J. 1869.

2) Gemeint ist Rudolf Kuhn, später Pfarrer in

Morgen Vorhabens ist, vielleicht die ersten guten Nachrichten von eurem l. Kind geben kann. In das Detel¹⁾ will nicht eintreten, da die Briefe originaliter beifüge, große Angst und Schrecken muß das gute Kind frehlich ausgestanden haben; hoffe, daß es nun mit selbigem sein Verbleiben haben, und unter dem guten und versicherten Schutz seines gegenwärtigen Beschützers des fernern nichts mehr zu besorgen haben werde. Ich wünschte, daß Selbiges nun bald mit Sicherheit zu uns auf Sigriswyl kommen könnte.

Herr Leuw hat, insolge [resp. zufolge] seiner Zuschrift, so richtig an seine Frau eingelangt, hat auch viel Drangsal ausstehen müssen und ist in großen Verlust und Schaden kommen, doch scheint es, daß ihm unter dem Schutz der Officier, deren Betragen er rühmet, an seinen Mobilien nichts verderbet worden. Mit demjenigen was Frau Leuw (die auf ihrer Reise von Stocken auf Thun eine fürchterliche Attaque auszustehen gehabt, aber durch Heldenmut, den sie bezeugt, abgewendet) auf sich gehabt, ist sie glücklich anhergekommen, aber von der Coffre, welche selbige bey den Frauen zu Stocken zurückgelassen, haben wir noch keine Nachricht erhalten können.

Vengnau, der damals Vikar bei Pfarrer Rohr in Sigriswyl war, der ältere Bruder des bekannten Volksdichters Gottlieb Jakob Ruhn. Auch dieser letztere war dann vom Jahr 1799 hinweg Vikar in Sigriswyl und eine ganze Reihe seiner besten Gedichte verdanken ihre Entstehung seiner dortigen Vikariatszeit (siehe bern. Biographien, Bd. I, S. 458 ff.) Unter anderem ist sein bekanntestes Lied: „Sa anem Ort es Blümeli gseh“ dort entstanden, und soll sich, so sagt eine freilich nicht verbürgte Tradition, eben auf Marianne Müsli bezogen haben.

¹⁾ Detail

Wir haben gestern einen Expressen mit einem Brief, so Frau Leuw an die Frauen von Frienisberg geschrieben, nach Stocken gesandt; der Brief kam uneröffnet zurück mit dem Bescheid, die Frauen seien allbereit Mittwochens von da weggereiset, wohin aber, wissen sie nicht. Wenn nur diese Coffre, in welcher sich Schrifften und Effekten von Erheblichkeit vorfinden, an den Tag kommen möchte. Wir sind deßenthalben in großer Verlegenheit, insonderheit, da es dem allgemeinen Gerücht nach, daselbsten in dortigen Enden auch sehr unruhig soll zugegangen sein. Unser Hafschie, ein uns wohlbekannter, vertrauter Mann, dem der Dubach von Stocken, zu welchem die Frauen von Frienisberg ihre Zuflucht genommen [bekannt ist], war heut hier. Dem hab ich unter Versprüchen eines guten T. Geldes aufgetragen, sich bei dem Dubach insgeheim zu erkundigen, wo die Frauen hingekommen, und was der Frau Leuw Coffre für ein Schicksal möge gehabt haben, der uns in den ersten Tagen dieser Woche sichere Nachricht zu bringen verheißen hat.

Guert halber, mein Lieber, bin ich gegenwärtig unbekümmert, der schwärmütig, hypoconderische Styl eueres Briefes, durch Weibel, hat mich frehlich unruhig gemacht, kann aber gestrigen Tages in einem Billet, so ihr dem Marianne geschrieben, ersehen, daß Ihr in etwas zu spassen den Hang wieder erlangt [habt], so bin nun außert sorge.

Hier ist nun, seht die Leute wieder arbeiten, alles still; was brase Leute sind, bezeugen Abscheu an dem mir verursachten Schaden, den ich aber gering achte, und froh bin, wie mit selbige für das Gegenwertige quitt worden bin. Aber daß Tags nachher ein Vor-

gefekter von Merligen Selbsten, ein Mann dem ich von Zeit zu Zeit mit Geld-Anleihen große Gefälligkeiten bezeuget, der noch gegenwertig bei mir 100 Thlr. im vertrauten Ausstand hat, daß dieser Mann deß darauf folgenden Tages mit Ungestim nahmens der Merliger die Schlüssel zum Keller forderte, ansonsten man mit Gewalt aufbrechen werde, das hat mich über diesen Mann ein wenig aus der Fassung gebracht.

Man unterhaltet sich allhiefiger Enden, vermutlich um sich dadurch die lange Zeit zu verkürzen, daß Engeland in Frankreich, der Keyser am Rhein und Preußen in Holland Angriffe auf die französischen Besizungen gemacht, um eine Diverfion zu machen, daß die Franken sich der Schweiz nicht bemächtigen können, ich zweifle aber, daß es Grund habe.

Bevorstehenden Donstags müßen allhier die Gewehr übergeben werden, wenn nur dieses die Leute nicht auf das Neue unruhig machet. — Hoffe ihr werdet meine lekten Zuschriften durch den Canal Herrn Frank's richtig, entweder durch Post, Schiffleute oder Mann von hier richtig erhalten haben. — Ich gratuliere zu dem Loskommen euer unbeliebigen Gästen, die sich noch zimmlich gut bey euch verhalten, so daß ihr über selbige weniger klagbar sein möget, als ich über meine eigene Gemeindsangehörige. Allem Anschein nach ziehet sich die Hauptmacht doch nach dem Rhein, die Posten sollen nun ihren ungehinderten Fortgang wieder haben, daher sehnlich auf morndrigen Tag eine Zuschrift von Euch erwarte, um von Eurem beiderseitigen Wohlsehn versichert zu werden. Grüßet mir meine l. Angehörigen und wer mir nachfraget.

Valete.

11. März 98.

Das I. Gisette ist gar wohl auf und laffet Papa und Mama freundlich grüßen.

2. Brief von Marianne Müsli an Frau Pfarrer Rohr in Sigriswyl.

v. D. [von Interlaken aus,
wohl vom 9. oder 10. März 1798].

„Dank tausend Dank! liebe Großmamma, daß ihr in diesem Elend noch so freundschaftlich meiner gedenket und mir schreibet. Freylich ist viel begegnet seit dem wir uns nicht gesehn, doch hätte es noch übler gehn können, wenn Gottes Hand nicht uns beschützet. Ja wir haben hier 3 fürchterliche Tage gehabt, es ähnete völlig der französischen Revolution, und eine Nacht fürchteten wir, daß man uns das Haus ob dem Kopf anstecken möchte. Ich hatte meinen Koffer zu treuen Leuten nach Unterseen gethan, alle meine Baarschaft und Kleinodien aber zusammengepaßt, denn wir wollten Nachts um 1 Uhr nach Eijsfluh fliehen, zu einem Manne, den ich in meinem Leben nicht gesehn, der uns aber freundschaftlich aufzunehmen anbott. Das alles war am Dienstag Abends [6. März]; wir fanden aber beßer dieselbe Nacht noch zu warten, und seither hat sich die Gefahr vermindert und der Auflauf gestillet. Drey Berner Herren, die hier in Geschäften waren, sind mit Lebensgefahr davon gekommen; dem Landvogt haben sie den Degen ein paar mal auf die Brust gesetzt und gedroht, ihm das Haus ob dem Kopf anzuzünden. Keine Berner Frau durste sich auf den Straßen zeigen, aus Furcht in Stücken zerrißen zu werden; wir steckten uns hübsch in schlechte Kleider, und

legten schwarze Kappen auf¹⁾ und hielten uns so mäuschenstill. Es ging so fürchterlich, daß ich anfieng die Franzosen zu wünschen. Nun aber ist seit Donstags alles wieder still und man kann ruhig wieder seine Geschäfte verrichten.

3. Brief von Marianne Müsli an ihren Vater.

An Herrn Helfer Müsli zu Bern.

Samstag den 10. [März].

Endlich mein lieber, lieber Papa, habe ich Nachrichten von euch, und zwar die besten, die ich in diesen betäubten Zeiten haben konnte. Wir haben beyde viel gelitten, doch Gott legt seinen Kindern nie mehr auf als sie tragen können. Nun hat er meinen Muth wieder durch eure und der Großmamma Briefe aufgefrißt, und ich sehe, daß unsre Lage bey weitem noch nicht so verzweifelt ist, als ich glaubte, trauen sie darauf, wir werden noch einst sagen können, Gott hat alles gut gemacht. Und wenn uns denn keine Hoffnung mehr bleibt, so laßt uns doch mit Muth und stiller Ergebung dem entgegengehn, was unausbleiblich über uns bescheert ist.

Ich will Ihnen keine Beschreibung von den Paar fürchterlichen Tagen machen, die ich hier ausgestanden; genug mir ist, wie ihnen, kein Haar gekrümmt, und um keines Kreuzers willen geraubt worden. Die Weitläufige Beschreibung dieser schrecklichen Catastrophe überschickte ich euch durch Architecte Haller, durch Herr Steiger konnte ich nicht schreiben. Wollt ihr mich wieder haben,

¹⁾ Wohl die schwarze Spizenhaube, die zu der Oberländer Frauentracht getragen wurde.

so geht zum General Brune, und heischet ihm ein paß und ein paar Dragoner zur escorte, die dann zu Thun meiner warten müssen; doch ehe ihr diesen Schritt thut, meldet mir, ob ich von Interlaken nach Sigriswyl verreisen soll, ich thue keinen Schritt ohne euren Befehl. Mit einer escorte und einem Paß darf mich und mein bagage unter Lebensstraf kein Mensch anrühren; doch wie gesagt möchte ich zuerst nach Sigriswyl.

[ohne Unterschrift.]

4. Brief von Marianne Müsliin an ihren Vater.

à Monsieur le diacre Müsliin à Berne.

Interlaken, Sonntags den 11. März 1798.

Innig geliebter Papa!

Ueberbringer dies ist Hr. Werkmeister Haller¹⁾, Bruder von Frau Sprüngli, der so gut sein will, sich von diesem Briefe zu chargieren; da er in dieser ganzen Bagarre darbei und darmit gewesen ist, so kann er euch dann alles besser erzählen, als ich es euch schreiben kann. Hiermit nur das nöthigste. Wir hatten hier Montags, 5. März, eigentlich vom Samstag bis Mittwoch's darauf sehr ängstliche und bange Tage. Das was ich bey der Nachricht der Niederlage unsrer guten Oberländer fühlte, ist nicht zu beschreiben, ach es war die erste Stufe zum Grabe unsres guten Vaterlandes, der erste Stein zum Denkmahle unsrerer Schande! Meine Seele war betrübet um und um bis in den Tod.

¹⁾ Carl Gabriel Haller, Architekt und damals Stadt-Werkmeister von Bern, geboren 1766, verheirathete sich dann im Jahre 1800 mit der 18jährigen Marianne Müsliin, deren Bekanntschaft er in den verhängnißvollen Märztagen des Jahres 1798 im Oberland gemacht hatte.

Montags darauf, 5. März, hatten wir einen neuen Alarm, den Landsturm nemlich, die Nothglocke leutete, und man sagte, die Franzosen drängen sich durchs Siebenthal herab, sie sind schon zu Boltigen, hieß es, und Groß und Klein bewaffnete sich, und ging dem Feinde entgegen. Herr Haller hieb zu Därligen einen ganzen Wald um, und ließ den Weg verbollwerken; es war aber nur blinder Lärm. Meinen Coffer ließ ich noch denselben Abend zu H. v. A. [Hans v. Allmen] tragen. Dienstags darauf vernahmen wir die Uebergabe der Stadt, und das, sagte man uns, nach einem schrecklichen Bombardement. Denkt euch nun meine Lage, wenn ihr könnt. Nun kommt aber noch das ärgste. Der fürchterlichste Revolutions-Teufel brach nun hier aus, keiner befohl und keiner gehorchte mehr. Hauptmann M...l war ein ganzen Tag hier im Schlos versteckt, Landammann Moor seiner Würden entsezt, der Generalin v. Erlach wurde, da sie über den Brünig flüchten wollte, ein Schiff mit Mannschaft und Geschüz nachgeschickt, sie entkam aber glücklich. Schloß und Landschreiberey drohte man anzusteken und überhaupt jedes Haus, wo Berner oder Bernerinnen waren. Wir zogen nun hübsch unsere städtischen Kleider aus, und steckten unsere Haare unter schwarze Kappen; nur ein Pröbchen ihrer Raserey: Major Fischer, sonst hier so geliebt, mußte sich bey Nacht und Nebel flüchten, und man that ihm noch 2 scharfe Patronen in die Asche seines Kamins, um ihn mit Gelegenheit in die Luft zu sprengen. Doch was erzähle ich euch das Alles, Hr. Haller, der selbst sein Leben risquiert hat, kann euch die ganze Hergangenheit der Sache viel umständlicher berichten.

Der Handel wurde so ernstlich, daß man beschloß, uns noch denselben Abend nach Sjenflue zu schicken zu einem Manne, den wir nie gesehen; da um 1 Uhr Morgens noch 3 Stund weit zu wandeln, wäre doch etwas ernst gewesen. Wir packten weinend unsere Bündel und machten uns reisefertig, man fand aber gut uns diese Nacht noch hier zu behalten. Mittwochs stillte sich der Auflauf ein wenig, und seit der Gewehr-Abgabe ist alles wieder ruhig.

Gestern bekam ich einen Expreßen von Sigriswyl, den guten Leutchen war sehr um mich bange, sie haben auch zu Gunten Tumult gehabt, man hat dem Großpapa die Kellerthür¹⁾ einschlagen wollen, er hat ihnen aber die Schlüssel geschickt. Sie laden mich sehr ein zu ihnen zu kommen, doch vorerst sind wir hier noch gar nicht zur Last, meldet mir doch, wenn ich von hier verreisen soll . . . Wenn ihr meine Wiederkehr begehret, so schicket mir einen Paß und Escorte, sonst reise ich nicht mit Sicherheit, doch wie gesagt, das preßiert nicht, und zuerst will ich noch nach Sigriswyl.

Ihre Commission²⁾ kann und will ich zu euerer Zufriedenheit ausrichten, nur muß man damit nicht zu

¹⁾ Nämlich zu dem Keller in Gunten, in welchem der Pfarrer von Sigriswyl den dortigen Zehntwein aufbewahrte.

²⁾ Marianne Müsli hatte von ihrem Vater infolge der französischen Einquartierung den Auftrag erhalten, in Interlaken Vorräthe für die Haushaltung einzukaufen. Wie sie sich dieses Auftrages entledigte, schreibt sie in einem weiteren Brief vom 23. März: „Gestern habe ich sehr viele, und sehr wohlfeile Emplettes gemacht. Weil Herr Landvogt verreisen wird, so hat er allerhand Lebensmittel verkauft, wie Anken, Käse, Hammen zc. Nun habe ich ein prächtiger 2jähriger present Käse von 21¹/₂ Pfd., das Pfund zu 4 bz. gekauft, item geschmolzener Anken, so schön goldgelb, das Pfd. zu 5 bz., ich habe 20 Pfd. gekauft, dito 2

ängstlich thun, sonst meinen sie es könne verdächtig seyn. Insonderheit Schweinefleisch weis Frau Geret gar prächtiges, ein Käse verkauft mir Frau Landvögtin, Rindsfleisch ist auch sehr leicht zu bekommen, nur, wie gesagt, muß man nicht ängstlich thun. Die zwey Briefe die ihr mit dem bekommt, sind von Frau Landvögtin und ich bitte sie, sie an ihre Adresse abgeben zu lassen. Nun lieber Papa, bitte ich euch noch, mir eine vollständige Liste von den umgekommenen und maßakrierten Offizieren zu schicken, wir sind alle sehr neugierig was an allen den Gerüchten, wahr oder unwahr seyn möge, wie gewohnt wird der halbe Theil abzurechnen seyn. Nun bitte ich nur mit Hr. Hallers Rückkunft oder sonst durch eine Gelegenheit zu melden, wie lang ich noch hier bleiben, und wenn ich nach Sigriswyl gehen soll, auch ob ihr euren Posten behalten werdet, oder nicht, desgleichen das Befinden meiner Freundinnen und Bekannten, wie auch ob am Sonntag eine Predigt gewesen seye. Lebet nun wohl mein liebster, bester! ich befehle uns alle dem Herrn im Himmel, der einzig uns beschützen und in unserm Unglück aufrecht erhalten kann, der uns auch bis iht vor persönlichem Unglück so gütig bewahret, er wird uns hoffentlich bald wieder zusammenführen. Nun auf bessere Zeiten.

Euch in Gedanken tausendmal küßend
wie auch die liebe Mamma.

Meldet mir doch, wie lange ihr glaubet Besatzung
[Einquartierung] zu haben.

prächtige Hammen, eine 7= und die andere 9pfündig, das Pfund zu 4 bz. Sobald dann die Speckseiten [die sie nach einem frühern Brief zu 6 bz. das Pfund erhielt] noch mehr geräuchert sind, so wird man euch denn alles in einem Fäschen wohl eingepakt übersenden.“

5. Brief von Pfarrer Rohr in Sigriswyl an Helfer
Müslin in Bern.

Sonntag, 25. März 1798.

Endlichen ist das Marianne gestern Morgens in Begleit Hrn. Gehrets [und] Jgfr. Tesson gesund hier ehngelaget; da Selbige allbereit Morgens 4 Uhr von Interlaken abgereiset, so sind sie auch frühe hier ehngetroffen. Euxer Brief, den ich morgends durch die Post erwarte, wird den Tag fixiren, auf den sie durch euch von Thun werden abgeholt werden, wornach sich auch die Abreise von hier fixiren wird. Infolge der Tabelle, so ihr mir durch letzte Post zugesendet, scheinert das Oberland der Rhodanischen Republik ehncorporirt zu seyn, wan aber heutigen Tages der Weibel auf morndrigen Tag eine Urversammlung verkündiget, in welcher die Wahlmänner sollen erwahlet werden, die dann auf Thun und auf Narau in ihre Geschäfte reisen sollen, so scheinert mir, es sey dißorts eine Abänderung getroffen und das Oberland entweder ganz oder zum Theil werde zu der Republik Narau geschlagen werden.

Da alle Lehenrechte mit den Zehnden abgethan sind, so werden die Bauren überhaupt und insbesondere auch die allhiesigen sich in die Abänderung wohl schicken, zumal sie sich einbilden, daß für die aufgehobene Zehnden kein Abtrag werde geleistet werden müssen, ja so weit gehen, daß sie dafürhalten und traumen, auch alle Zinsschriften seien aufgehoben und sie können nicht mehr zur Bezahlung derselbigen weder in Capitalien noch Zinsen fürderhin angehalten werden. Wegen dieser übelverstandenen Freyheit und Aufhebung der Lehn bleiben alle Bezahlungen zurück. Außert dem Küher, der mir den größten Theil seiner Gebühr und der Lehen-

zins im Reutschgütli [bezahlt hat], ist mir sonst seit dem N. Jahr kein Kreuzer eingegangen. Dennoch wird meine Frau durch das Marianne die für uns gemachten Auslagen bei euch berichtigen lassen.

[Am Montag 12. März schreibt Frau Pfarrer Rohr zu diesem unvollendeten Brief den Schluß und darin folgendes über die „Urversammlung“:]

„Alldieweil ich dieses schreibe ist die Urversammlung hier in der Kirche, selbige ist stacket voll. Sie reden und schreien durcheinander und rauchen, unsre Frauenzimmer auch das Marianne horchen jetzt an der Thüre. Weiß nicht ob das Marianne noch etwas zu diesem Brief hinzusetzen will.“

[Dann folgt in der Handschrift der Tochter Marianne Müsli:]

„Endlich, lieber Papa, bin ich auch hier, es hat mir recht weh gethan von Interlaken abzureisen. Sehr leid ist es mir, daß ich unsern Capitain nicht mehr antrefse, hätte wohl wissen mögen, wie ein brafer und wohlthendender Franzos aussehen mag.¹⁾ Erwählte von hier sind Weibel Sefelmeister Fischer von Merligen, Jakob Boß am Gaun und unser Schulmeister. Die Urversammlung war sehr heimelig und mahnte mich ein wenig an ein Trinkgelag. Freitag bekomme ich wieder einmal einen Brief von euch, bis dahin Adieu.“

[Wir lassen noch einige Stellen aus Müsli's Tagebuch folgen, die, obwohl späteren Datums, doch noch hieher gehören, und das aus dem bereits Gesagten

¹⁾ Bezieht sich offenbar auf den auch im Tagebuch erwähnten französischen Capitain Nicolas, der bei Müsli einquartiert war.

sich ergebende Bild der Thatsachen und Verhältnisse jener Umwälzung vervollständigen.]

1798. Den 27. Oktober. Ich verschob die Fortsetzung dieser Erzählung bis zu einer etwaigen Entwicklung unseres Schicksals, das aber noch immer hinter einem undurchdringlichen Vorhange ligt. Bald sind nun seit unserm Unglücke acht Monate vorübergeflossen. Unser jetziger Zustand ist theils nicht so unglücklich, theils nicht so glücklich als wirs damals vermutheten, daß ers seyn würde. Nicht so glücklich: denn wir glaubten von den Franzosen befrehet zu werden, und sind es so wenig als je. Nicht nur haben wir eine casernirte Garnison, nicht nur ligen in allen Städten und in vielen Dörfern, sondern wir werden von unaufhörlichen Durchmärschen fast zu Tode gequält, und was das an Licht, Holz und Anken braucht, mus man sich an seinem eigenen Unterhalte abdarben, um diesen Menschenquälern damit aufzuwarten.

Minder unglücklich: weil doch noch keine unerschwinglichen Abgaben, keine Aufhebung junger Mannschafft, kein Aufuhr, keine Blutszenen unter uns vorgefallen sind. Aber mein armes Herz vermag diesem Anschein von Glück kein Vertrauen abzugewinnen. Diese Stille ist ihm die vor dem Ausbruche eines Gewitters, dessen erste Schläge es mit jedem neuen Tage erwartet. In dieser Gemüthsstimmung fließet daher mein Leben in einer gänzlichen Freudenlosigkeit hin. Ich kann und darf mich dem gegenwärtigen leidensfreien Augenblick nie überlassen. Es schweben noch so viele und so vielerley Gefahren ob Stadt und Land, daß ich mein Haupt nie ruhig niederlege, und nie mit frohem, heiterem Herzen erwache Hiezu schlägt denn das unaufhörliche

Wiederkommen von Cinquartierungen, die seit dem Anfang Merzens beynahe ununterbrochen fortgedauert haben. Wenn nicht bald geholfen wird, so ist die Verarmung des Landes die unvermeidliche Folge.

1799. 25. Januar. Die Kälte fieng mit dem kürzesten Tage an; war am Communionstag und an der Wiehnacht am größten, doch noch um 5 gr. geringer als a. 1788. Aber sie währte hingegen bis gestern, 24. Jenner, also einen ganzen Monat lang. Ihre Verheerungen an den Wintervorräthen sind sehr beträchtlich, denn in den meisten Kellern froz es. Was ihre Wirkungen auf Weinberge, Bäume und Winterfaat sehn werden, werden wir leider noch frühe genug erfahren. Und doch hat die Schweiz noch 54,000 Franzosen zu ernähren.

(1799, 4. May.) Politik. Hier sind blos einige Data nöthig: Militärische Exekutionen gegen die widerspenstigen Auszügler — die Schlacht auf der Schoren Allment ¹⁾ und am Raubeggstalden — die Aushebung der Geiseln zur Sicherstellung der Köpfe gewisser Leute, die sich von der Zukunft eben nicht viel gutes versprechen mögen — die Einstellung aller, also auch unserer, Befoldungen — die des ungeachtet ununterbrochen fortwährenden Cinquartierungen — die neue Einforderung von 2 pro 1000 — das Stillestehen aller Verzinsung — der überall einbrechende Geldmangel — die Annäherung der kaiserlichen Armee, über deren Operationen, wegen

¹⁾ Ueber dieses Gefecht zwischen helvetischen Truppen und aufständischen Landleuten von Frutigen, Aeschi und der Umgegend siehe Tillier, Geschichte der helvetischen Republik. Bern, 1843. Bd. 1, S. 263.

Mangel aller Zeitungen, gecliffentlich ein dichter Schleier geworfen wird! — die mehr als despotifche Inquisition gegen alle, welchen diefer Zustand unerträglich zu werden anfängt. Helfer Stooß von Büren ward, weil er über eine Niederlage der Franzofen feine Zufriedenheit geäußert haben follte, arretiert, auf Solothurn in die Gefangenschaft, von da mit anderen Gefangenen hieher und mit der Trommel die ganze Stadt hinauf in die Spitalgefängenschaft geführt, welches alles feine Frau fo angegriffen hat, daß fie davon sterben wird. Dies ift unfer dormalige politifche Zustand. — Gott gebe, daß bald Rettung komme, fonft wirds noch fchlimmer.

[1799, 7. September.] Lange kann die Entscheidung unßeres Schiffsals nicht mehr anstehen. Es ift heute, den 7. September, 3 Monate, daß Zürich eingenommen ift; und fo lange warten wir auch mit der gefpanntesten Sehnsucht auf unfere Erlöfung aus diefer „Freiheitsöhle“

Als Anhang zum Tagebuch mögen hier die Abfchnitte aus den beiden früher (fiehe S. 197 f. hievor) erwähnten Bettagspredigten vom Jahr 1800 ihre Stelle finden, die keinen Zweifel darüber laffen, wie Müsliin über die Vorgänge vom März 1798 dachte. In der ersten diefer Predigten (S. 447 ff. a. a. O.) will Müsliin im Anfchluß an die Stelle Jefaia 1, 4. 5. feinen Zuhörern „Die Klage des Propheten über fein Volk“ und darin eingeschlossen feine eigene Klage über den Sittenzustand feines eigenen Volkes deutlich machen, und gibt deshalb auf die Frage: „Wodurch sich wohl dieses Volk dies Wehe des Propheten zugezogen haben möge?“ folgende Schilderung:

„Hatte es sich vielleicht mit den es umgebenden Heiden, mit den erklärten Feinden ihres Gottes und seiner Religion in ein geheimes Bündnis eingelassen und denselben den Zugang und die Besitznehmung seines Landes erleichtert? — War es aus schnöder Habsucht, aus Neid oder Herrschsucht, seinem rechtmäßigen von Gott ihm gegebenen König untreu und meineidig geworden? — Hatte es mitgewirkt ihn zur Flucht zu zwingen? — Hatte es ihn im Augenblicke der Noth verräterisch verlassen? — War es schamlos genug, seine eigene Verrätereit ihm aufzubürden, und barbarisch genug, unter diesem Vorwand seine getreuesten Diener zu morden? — Blieben vielleicht ihre Mörder ungestraft und schrie ihr unschuldig vergossenes Blut noch zu Jesaias Zeiten unerhört, wie Abels Blut zum Gott des Himmels um Rache? — War Israel schlecht genug seinen Wohlthätern zu fluchen; hat es ihren Wohnungen mit Brand und Verheerung gedroht, ihre Personen mißhandelt, und ihre Besitzungen ausgeplündert? War denn damals kein Richter in Israel und konnte jeder thun, was ihm wohlgefiel? — Glaubte denn Israel, daß sein Gott nicht mehr Gott sei oder daß er schlafe oder daß er sich der Dinge dieser Welt nicht mehr annehme? — Glaubte es, konnte es glauben, daß mit der politischen Landesverfassung auch die ewig geltenden Gesetze: Du sollst nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht deinen Eid brechen, aufgehoben sein könnten und daß es nun jedem erlaubt sei zu thun was sein Herz gelüste? — Hatte Israel vielleicht am Platz des verstoßenen Jehovah andere neue Götter angenommen und ihnen Sinnbilder und Altäre aufgerichtet? Hatte es das dem Tempeldienst Heilige geraubt, um es diesen

neuern Göttern zu opfern oder sich selbst mit dem Ertrag des Geraubten zu bereichern? — Hatte es sogar an das uralte Eigenthum der Kranken und Armen seine frevelnde Hand gelegt und ohne Mitleid dieselben ihrer einzigen und letzten Unterstützung beraubt? — Freute sich Israel des unrecht an sich gerissenen Gutes und war es gewissenlos genug zu behaupten: Unrecht sei Recht und Recht Unrecht geworden? — Gefiel es sich im neuen Besitze des Geraubten und sprach es zu seinem dadurch ansehnlich vermehrten Heu-, Korn- und Weinvorrath: Du bist meines Herzens Trost und mein Gott? — War dies eigentlich ihr Vaterland und war es ihnen bei all ihrem Geschrei von Vaterlandsliebe im Grunde bloß um Verbesserung ihres Herdes und um Vermehrung ihres Reichthums zu thun? — Hatten ihre neuen heidnischen Herren alle der Unsittlichkeit entgegen gestandenen alten Gesetze unter dem Vorwand umgestürzt, daß sich dieselben mit dem Dienst der neuen Gottheiten nicht verträgen, sondern daß es Reste jener Sklaverei seien unter der sie als Knechte Jehovahs gejeuzt hatten? — Gaben die Priester dieser neuen Gottheiten vielleicht selbst zuerst das Beispiel der Gottesverachtung, Sabbathschändung und der Sittenlosigkeit? — — Sahen sie die Verwilderung ihres Volkes nicht, oder waren sie dabei wie über etwas wohl vollbrachtes ruhig und guten Mutes? — War dies der Zustand des israelitischen Volkes zu Jesaias Zeit, ja, dann ist sich nicht zu verwundern daß er ausrief: O wehe über das sündige Volk!“

Müslin sagt zu dieser Stelle in einer Anmerkung: „Wer die Geschichte der bernischen Revolution kennt, wird Zug für Zug wissen, auf was für Thatsachen sich

dieser ganze Abschnitt beziehet.“ Und in der zweiten Bettagspredigt vom J. 1800 (a. a. O. S. 464 ff.) sagt er, nachdem er vom Mißwachs, der schlechten Erndte und anderen Schädigungen, welche das verflossene Jahr gebracht, gesprochen hatte, weiter:

„Diesen Schicksalen des Jahres, oder vielmehr (denn was sind sie anderes?) diesen Gerichten des Herrn sollte nun das Betragen dieses Volkes gegenübergestellt werden: Sein Übermuth, sein Reich- und Großthun, sein Undank beides gegen Gott und Menschen, seine Ungerechtigkeit gegen diejenigen, denen es einen Theil des Ertrags der Ernte schuldig ist, seine Gewissenlosigkeit, mit der es fremdes Eigenthum, das Eigenthum des Staates, der Kirche, der Schulen, der Armen und seiner rechtmäßigen Gläubiger einsteckt und zu seinem Nutzen oder seinen Ausschweifungen verwendet, die Halsstarrigkeit mit der es bei seinem Plünderungssystem verharrend, sich allen, auch den gerechtesten daherigen Verordnungen widersetzt, sein noch immer fortwährender sich über alle göttlichen und menschlichen Gesetze hinwegsetzender Freiheitsrausch, seine immer unheilbarer werdende Sittenlosigkeit, seine Sabbatschänderei, seine Ungottesdienstlichkeit, seine Verachtung aller Keuschheit, seine Ehebrüche und seine, alle göttlichen Verordnungen unter die Füße tretende Leichtigkeit der Ehescheidungen, seine Neigung zur Dieberei, sein dem ganzen Auslande zum Gelächter dienender Stolz und seine Anmaßung auch sogleich zu allem fähig zu sein, wozu es sich das Recht extorquet hat und alles zu können, selbst das Schwerste: Die Kunst zu regieren. — — Dies alles sollte ich nun den Schicksalen dieses denkwürdigen Jahres gegenüberstellen und es die, welche zwar Augen

haben, aber nicht sehen wollen und Ohren haben, es aber nicht hören wollen, — die sollte ich es mit Händen greifen machen, daß diese Schicksale und dies Betragen zusammen hängen, und daß jene die Folge und gerechte Strafe seines Verhaltens seien!“

Diese Stellen bedürfen keines Commentars, sie reden deutlich genug. Schärfer können Volksfünden kaum an den Pranger gestellt und öffentlich verurtheilt werden. Aber gerade in dieser Schärfe, ohne alle Animosität, in dieser nichts verschweigenden Deutlichkeit und doch stets würdigen und gehaltenen Sprache zeugt diese sittliche Kritik, die Müsli an seinem Volk zu üben in seinem Gewissen sich gedrungen fühlt, nicht nur von seinem Mannesmuth, sondern auch von seiner tiefgegründeten christlichen Ueberzeugung, von jener sittlichen Integrität des Charakters, ohne welche eine so freie und freimüthige Sprache gar nicht denkbar ist. Müsli's Charakterbild weist im wesentlichen stets dieselben Züge, ob wir ihn sein Urtheil von der Kanzel äußern hören, oder ob er es in einsamer Stunde niederlege in sein verschwiegenes Tagebuch; immer ist's ein edler Cenfor, ein warmer, nur des Vaterlandes Bestes suchender Vaterlandsfreund, der uns daraus entgegentritt.

Zum Vergleich mit den Aeußerungen Müsli's in seinem Tagebuch und in seinen Predigten über die Zustände unter der Helvetik möge es mir erlaubt sein, einige Stellen aus einer sonst wenig bekannten, damals erschienenen Schrift hier beizusetzen. Dieselbe ist nicht von Müsli verfaßt; sie ist anonym erschienen. Nach einer Bleistift = Notiz Müsli's, in dessen hinterlassener Sammlung kleinerer Schriften aus der Zeit der Helvetik sie sich findet, ist sie im Jahre 1802 erschienen und hat

zum Verfasser den Anführer des Aufstandes vom Jahre 1802, General von Erlach. Die Schrift betitelt sich „Betragen der verschiedenen helvetischen Regierungen und Rechtfertigung von dem gegen sie gemachten Aufstand des schweizerischen Volkes“ und ist eine fulminante Anklageschrift gegen die verschiedenen Regierungen der helvetischen Republik, deren Mißgriffe und Lächerlichkeiten. ¹⁾ Die Schrift zeigt deutlich, welche Erbitterung in weiten Kreisen sich nach und nach gegen die Regierungsweise der helvetischen Machthaber angesammelt hatte und schließlich zu deren Vertreibung geführt hat.

In dieser Schrift heißt es Seite 4 ff.: „Im März und April 1798 hatten sich diese Regenten konstituiert, und am 7. May waren sie endlich mit der wichtigen Berathung über ihre buntschäckigte kindisch eitle Amtstracht fertig; sie zeichneten sich später in den Bierstuben, Kellern und anderen unsaubereren Winkeln von Bern in derselben als Repräsentanten des Volkes auf die niedrigste und wegwerfendste Weise aus. Mir ekelt vor der Arbeit, die damals herausgekommenen Tagblätter zc. nachzuschlagen, und all' die unsinnigen Motionen in ihren Versammlungen, all' die niederträchtigen, kriechenden, an Schauenburg verschwendeten Schmeicheleyen, die plumpen Ausfälle auf die Oligarchen ²⁾ und das sinnlose Loben der errungenen Freiheit nachzulesen.“

¹⁾ Diese Schrift, eine kleine Broschüre von 38 Seiten ohne Druckort oder Jahr, scheint selten geworden zu sein. Die bernische Stadtbibliothek besitzt in der von Mutach'schen Flugschriftenammlung, im 13. Bd., ein Exemplar und in der Stadtbibliothek in Zürich findet sich ein zweites. In dem Exemplar der von Mutach'schen Sammlung ist ebenfalls als Verfasser der General von Erlach angemerkt.

²⁾ Der Verfasser der Schrift bemerkt hierzu: „Ein Wort,

„Welchen reinen uneigennütigen Patriotismus, welche feine Staatsklugheit bewiesen diese geschickten Regenten schon darin, daß sie sich, ohne die allfälligen Staatseinkünfte vorher nur oberflächlich berechnet zu haben, mit einem jährlichen Einkommen von dreihundert Louisd'ors bedachten, und zwar aus dem zureichenden Grunde, daß einer der dazu Ausgeschobnen behauptete, daß er, um dem Staate zu dienen, durch das Verlassen seines Berufes wenigstens diese Summe einbüße. Eine andere wichtige Berrichtung dieser Solone war, den Namen der Schweiz in den von Helvetien zu verwandeln, den antirepublikanischen Titel Herr durch den ächt-patriotischen eines Bürgers zu ersetzen und endlich die altväterischen Namen der verschiedenen Gassen und Plätze, wie zu Bern, theils in französischartige Benennungen, theils in gelbe, grüne und rothe Quartiere abzuändern, sodaß bald durch diese und andere alberne Verordnungen alle öffentlichen Gebäude, alle Wirths- und Eckhäuser von der helvetischen ein- und untheilbaren Republik ganz neu-modisch tapezirt waren.“

„Statt nutzlose Kränkungen zu vermeiden, um den Vorurtheilen und dem Eigennutz nachzuleben, zerstörte man alles. Politische und bürgerliche Einrichtungen wurden ohne Rücksicht, ob sie gut oder schlecht, den Umständen angemessen oder nicht, bloß deswegen für unvernünftig und gefährlich erklärt, weil sie vor der Revolution üblich waren. Nichts wurde geschont, nichts beybehalten, die Revolutionswuth zertrümmerte alles um sich her; die

das weder die französischen noch schweizerischen Revolutionsmänner, sowie viele andere in Umlauf gekommene Wörter, verstuhnden. Die Zweyhundert von Bern Oligarchen zu nennen, war baarer Unsinn für einen Schüler der griechischen Sprache.“

blinde Neuerungsſucht entweichte alles, was ehrwürdig war. Trümmer bedeckten die Schweiz. Man mauerte an allem: an der Verwaltung, an Civil- und Kriminalrechtspflege, an den Erziehungsanſtalten, an der Religion, an dem Kriegssystem, an den Finanzen.“

„Wir waren ein kleines, armes Volk, und man berechnete unsere Einrichtungen nach denen des mächtigsten unserer Nachbarn; so wie er, hatten wir eine Menge Tribunalien, Statthalter, Unterstatthalter, zweitausend Agenten, viertausend Unteragenten, eine Legion Blutigel, ein Schreiberheer. — Wir hatten Generale der Infanterie und der Cavallerie, General-Inspektoren, Commissarien aller Art; Ambassadoren, Geschäftsträger, Consuln; ja wir hatten einen Minister mehr als die große Nation — einen Minister der Künste und Wissenschaften, und das alles zu einer Zeit, wo wir kein Kriegsheer, keinen politischen Einfluß, keine Handlung hatten, wo wir ohne Geld und ohne Mittel waren, solches zu finden.“

Der Verfasser der Schrift untersucht sodann, was speziell von den helvetischen Gesetzgebern auf den einzelnen Gebieten des Staatswesens und Staatshaushalts geleistet worden sei; er beantwortet der Reihe nach die Fragen: Was thaten sie für die Civilgesetzgebung? Was für die Criminalgesetzgebung? für die Polizei? für die Armen? für die Sitten? für die Religion? für die Finanzen? Aber überall findet er nur negative Leistungen. Auf allen diesen Gebieten hat die Zeit der Helvetik zerstörend gewirkt und nur Verwirrung und Trümmer hinterlassen. Nur noch zwei Stellen aus den Ausführungen des Verfassers mögen hier Platz finden.

S. 22 f. „Was thaten sie für die Religion?“
Es ist bis zum Handgreiflichen erwiesen, daß sie die-

selbe aus der Schweiz zu verbannen gesucht und dazu die zweckmäßigsten Maßregeln ergriffen hatten. Die Bekanntmachung ihrer Gleichgültigkeit gegen alle Religionen und die Aufstellung des schönen Grundgesetzes (denn zu all ihrem Unsinn mußte ein Prinzip, deren sie zu Duzenden im Moniteur fanden, erfunden werden), daß der Staat von der Religion seiner Mitbürger keine Kunde nehme, war eine von ihren ersten Verrichtungen. Auch erlaubten sich verschiedene Repräsentanten gleich in den ersten Sitzungen die gotteslästerlichsten Aeußerungen gegen die Religion; ja einer derselben behauptete: das Christenthum gehöre ins Schlaraffenland, und ein anderer entblödete sich nicht zu sagen: die Bibel sey ein Buch, das alles wisse, was 14 Tage nach der Ewigkeit wiederfahren werde. Die Versammlung enthielt sich zwar hiebey ihres abgeschmackten bekannten Beifallsworts: appuyez! aber nicht ein einziges Mitglied zeigte einen erklärten Abscheu gegen diese wüthig seyn sollenden Blasphemien. Von einer solchen Versammlung war es auch nichts Unerwartetes, daß sie mehrere Geistliche auf die unwürdigste Art von ihren Unterbeamten mißhandeln, einkertern und mit Trommeln, am hellen Tage, unverhört in die Gefängnisse schleppen ließ und dann lange nachher, ohne alle Genugthuung, sie wieder befrehte. In eben dieser Absicht schloß man die Geistlichen vom Aktivbürgerrecht aus, alldieweil man doch alle Lasten der Bürger, und zwar an recht patriotischen Orten, doppelt und dreysach ihnen aufbürdete: dieß war auch sonder Zweifel eine der Absichten, die man durch Abstellung der Zehnten und Bodenzinse zu erreichen suchte und bey manchem kleinherzigen Jüngling auch wirklich erreichte, nämlich den Stand der Geistlichen zu entvölkern und

dadurch der Landesreligion den Todesstreich zu geben. Alles dieses gelang aber nur sehr unvollkommen. Wenige waren Miethlinge ihrer Heerden — und für diese war es ein Fegefeuer: die Mehrzahl bewies, auch in den drückendsten Tagen bey 18monatlichem Rückstande des Einkommens und dem dadurch verursachten Mangel, durch ein edles standhaft christliches Ausdauern auf's Neue, daß der Ausspruch ihres Herrn und Meisters: „Auch die Pforten der Hölle sollen meine Kirche nicht überwältigen“, ihnen heilig sey.“

Ferner S. 28. „Aber noch ein unverantwortlicher Fehler war ihre vernunftwidrige Politik, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich abzuschließen, wodurch nothwendig bey dem leicht vorauszuiehenden Wiederausbruche eines Krieges gegen Oesterreich unser armes Vaterland der Schauplatz desselben werden mußte. Allein das sahen diese, von der glänzenden Ehre eines Bundes mit der großen Nation trunkenen, und wegen gewissen Gründen gänzlich ergebenen Landes-Regenten nicht ein oder wollten's nicht einsehen. Was kümmerte sie das Schweizerblut, das um deswillen fließen sollte und mußte, war es doch nicht das ihrige! So saßen sie auch bey all dem namenlosen Elend, das im Gefolge dreyer Kriegsheere die östliche Schweiz verheerte, bey ihrer guten Besoldung behaglich und wohlgefättigt, weit vom Geschick.“

Und S. 29 f. „Und die Finanzen! Diese allbelebende, wohlthätige, glückbringende Quelle der Staatswirthschaft, wie haben sie die verwaltet? Ich könnte diese Frage schlechthin also beantworten: So haben sie dieselben verwaltet, daß wenn es noch länger

nach dem gleichen Blünderungssystem fortgegangen wäre, sie sich selber zu ungemein reichen Leuten, alle andre aber zu einem Bettelvolke finanziert haben würden. Die Belege zu dieser hart scheinenden Anklage finden sich in dem beispiellosen Gräuel von Unordnung, Unwissenheit, von Verschwendung und Dieberey, von welchen ich hier einige unwiderlegbare Thatsachen anführen will. Unordnung zeigte sich in allen Fächern unsrer revolutionären Staatsverwaltung, aber nirgends ist sie so einleuchtend, so schrecklich, wie in ihrem Finanzsystem. Anstatt die Bedürfnisse und die Ausgaben des Staates wohl gegen die Einnahmen desselben abzuwägen, einzuschränken und zu vermindern, oder wenigstens, was jeder ehrliche Hausvater und Handwerker im Kleinen weiß und thut: die Ausgaben mit den Einnahmen ins Gleichgewicht zu setzen, sah man im Gegentheil unsre Süllhs, unsre Colberts die Ausgaben auf alle Art und Weise aufhäufen.

„Um sich eine große Menge von Creaturen anhängig zu machen, vermehrten sie die Anzahl ihrer Unterbeamteteten ins Unendliche und warfen ihnen unverhältnißmäßige, reichliche Besoldungen aus. Das Kriegsministerium allein beschäftigte — doch nein! ich spreche unrecht, — besoldete 29 Schreiber¹⁾; viele mit 100, andre mit 60, die geringsten, sogar Abschreiber, mit 40 Louisdors. Die Besoldung eines Corps von ohngefähr 2000 Mann, kostete also den Staat nur an Schreiberbesoldungen 26 240 Franken. So waren auch alle die übrigen Dykasterien bestellt. Diese fürchterliche

¹⁾ „Es sollen 7 mehr darin gewesen seyn, als selbst im französischen Kriegsministerium,“ bemerkt der Verfasser der Schrift selbst.

Unordnung, diese unverantwortlichen Haushaltungsfehler zogen dann natürlich die unvermeidliche Folge nach sich, daß sie alle alte Auflagen, Steuern und Staatsbenefizien, wie z. B. das Ohmgeld, fort und fort zu erhöhen und zu vermehren gezwungen waren, ohne dem Volke, wie doch selbst Könige von Frankreich es thaten, die geringsten Aufschlüsse über diese Erhöhung und Vermehrung der Steuern zu geben.“

Diese Auslassungen, welche leicht vermehrt werden könnten, geben ein Zeitbild, das an tiefen Schlag-
schatten nichts zu wünschen übrig läßt und die tiefe sittliche Entrüstung und innere Empörung eines Mannes wie Müsli, eines wirklichen Vaterlandsfreundes, über diese haltlosen, trostlosen Zustände erklärlich macht. Was die offiziellen Berichte von den Verhandlungen der gesetzgebenden Räte, namentlich im ersten Jahre der Helvetik, mittheilen, die Thatsachen, welche die Geschichtschreibung aufbewahrt hat, bestätigen die hauptsächlichsten Züge dieses Zeitbildes durchaus und lassen das scharfe, aber nie in unwürdiger Weise ausgesprochene Urtheil Müsli's in seinem Tagebuche wie in seinen Predigten als gerechtfertigt erscheinen. Man lese nur das „Bernser Tagebuch“ von Walthard vom Jahre 1798 oder andere zeitgenössische Tagesblätter. Man wird dann annähernd begreifen und verstehen, wie eine anerkannt edel denkende und milde Natur, wie der Zürcher Pfarrer Joh. Kaspar Lavater es war, dazu kommen konnte, öffentlich auszusprechen: ¹⁾ „Zehn-

¹⁾ in seiner Schrift: „Wort eines freien Schweizers an die französische Nation über das Betragen derselben gegen die Schweiz.“

tausende müssen sagen und sagen es wirklich vor unsern Ohren: Man geht insam, insam mit der Schweiz um! Insam, welch ein Wort in dem Mund eines gesitteten Menschen! Ich weiß nicht, was mich abhalten soll, ein so gesehwidriges, inhumanes, despotisches Betragen mit seinem wahren Namen zu nennen. Infamie ist das gelindeste Wort, daß ich finden kann, — Französische Nation, nenne dich nicht die große Nation, nenne dich die kleine Nation! Auf allen deinen Blättern sprichst du von „Freiheit“, aber die Freiheit zu drohen, zu drücken, zu fordern, vorzudonnern, zu rauben, zu betrügen, auszufaugen, zu morden, ist „Freiheit“ — auch einer großen Nation, nämlich der Satane. Oeffne die Augen, französische Nation, befreie uns von dieser Freiheit der Hölle.“

Man sieht, Müsli stand durchaus nicht allein, wenn er in seinem Tagebuch vom damaligen politischen Zustand als von einer „Freiheitshölle“ redet. Er war, wenn auch ein scharfer, so doch noch lange nicht der schärfste Ankläger der helvetischen Einheitsperiode und ihrer politischen Thorheiten und Mißgriffe; es war auch keineswegs etwa bloß pfarrherrliche Schwarzseherei, die sich in seinem öffentlichem wie in seinem privaten Urtheil geltend machte, sondern das ehrenwerthe patriotische und religiöse Empfinden eines charaktervollen, in seinen heiligsten Gefühlen, namentlich auch in seinem Gerechtigkeitsgefühl verletzten Mannes. Daß er sein Urtheil scharf formulirte, so daß es eigentlich zu einer Verurtheilung der Zustände jener Zeitperiode wird, das können wir ihm, dem Zeitgenossen, um so weniger verdenken, als wir selbst noch jetzt nach 100 Jahren auf jene Zeit politischer Umwälzung und die darauf folgende

Periode politischer Irr- und Wirrsale doch stets mit einem gewissen Gefühl des Unbehagens und der Beschämung zurückblicken.

Hingegen sehen wir jetzt wohl klarer, als ein Zeit- und Leidensgenosse jener Umwälzung, wie Müsli, es zu sehen vermochte, daß jene Zeit der Helvetik eine doch nicht ganz nutzlose und fruchtlose gewesen ist: wohl eine Zeit der sich überstürzenden, zum Theil ganz haltlosen Neuerungen, aber doch auch eine Zeit der Abklärung, in welcher das Verkehrte mancher der neuen Theorien und Doktrinen so deutlich und unmißverständlich zu Tage trat, daß sie beim Zusammenbruch der Helvetik für endgültig abgethan gelten konnten. Es war eben eine Zeit der Krisis, eine nothwendige Uebergangszeit, deren mehr negative Aufgabe darin bestand, den Thatbeweis zu liefern, daß mit radikaler Zerstörung alles Alten, mit brutaler Negation aller, durch mehrhundertjährige Geschichte gewordenen Einrichtungen nie und nimmer ein Staatswesen begründet werden kann, und daß andererseits mit einer ganz willkürlich, theoretisch und doktrinär componierten, und zwangsweise oktroyirten Staats-Verfassung unserem Volk und Vaterland nie und nimmer gedient sei.

Die Annatur der Helvetik brachte das Schweizer-volk zur Besinnung und zum Einlenken in die Bahn einer gesunden, an die geschichtlich gewordenen Zustände und Verhältnisse wieder anknüpfenden, aber allmählig mit den Gedanken und Bedürfnissen der neuen Zeit fortschreitenden staatlichen Entwicklung, deren gegenwärtigen Abschluß im Bundesstaat wir mit erleben. Und wenn der Bundesstaat von 1847 und 1874 nicht der „Ein-

heitsstaat“ der helvetischen Republik von 1798 geworden ist, so können wir das beim Blick auf jene Zustände nicht bedauern, sondern nur begrüßen. Wir hoffen vielmehr, daß unserem Vaterlande seine gedeihliche und freiheitliche Gestaltung in der Bundesverfassung erhalten und die Wiederholung der einheitsstaatlichen Misere von 1798 ihm für dahin und daweg erspart bleiben möge.
